

LÜBECKISCHE BLÄTTER

- Kurioses zum
Beltquerungskomplex 301
- Die Jahre 1976 - 1986 303
- Meldungen 304
- Aus der Gemeinnützigen 305
- Heftige Emotionen im
Winter: „La Bohème“ 306
- Eindrücke und Gedanken
zur Beratungs-
versammlung 307
- Lübecker Alltag im
Ersten Weltkrieg 308
- Kritiken:
Musik, Literatur 314
- Architektur 316
- Leserbriefе 319
- deutsch-ukrainisches
Gemeinschaftsprojekt 320
- Meldungen U3





LÜBECKISCHE BLÄTTER

8. November 2014 · Heft 18 · 179. Jahrgang · Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Kurioses zum Beltquerungskomplex, Teil 2

Hagen Scheffler

Fast kein Tag verging in den letzten Monaten, ohne dass nicht etwas in den Medien über das größte Bauprojekt Nordeuropas, die in Planung befindliche Feste Beltquerung (FBQ), zu lesen bzw. zu sehen war. In schöner Regelmäßigkeit kamen und gingen die „News“ – wie Ebbe und Flut. Was manchmal als Sensation herausgestellt wurde, las sich nach wenigen Wochen ganz anders. Es war insgesamt schwer, belastbare Fakten zu sammeln, die Halbwertszeit des Wahrheitsgehalts von Informationen war erschreckend gering, manchmal waren die Informationen widersprüchlich oder unverständlich. Sommerloch und Spaß beiseite: Bei der FBQ geht es doch nicht um irgendwelche „Peanuts“, sondern um Milliarden von Steuergeldern und um das Schicksal vieler betroffener Menschen, die aufgeklärt und nicht veralbert werden wollen.

Unentschieden: Brücke(n) oder doch ein Sundtunnel?

Nachdem im Frühjahr 2014 der technische Zustand der Brücke wiederholt als bedenklich bezeichnet worden war, gibt es nun eine Permanentdiskussion, wie es denn im Zuge einer FBQ von Heiligenhafen nach Fehmarn weitergehen wird.

Aufschlussreich ist, was dazu im Deutsch-Dänischen Staatsvertrag von 2008 steht: „Ausbau der Straßenverbindung E 47 zwischen Heiligenhafen (Ost) und Puttgarden zu einer vierstreifigen Bundesstraße. Die Straßenverbindung auf der bestehenden Fehmarnsundbrücke soll zweistreifig bleiben“. 2008 war

der „Hinterlandanbindung“, damals mit ca. 850 Millionen Euro veranschlagt, erhalten oder aber man ging entgegen den offiziellen Verkehrsprognosen insgeheim von einem so geringen Verkehr aus, der sich dann wohl auf einer jeweils einspurigen Fahrbahn staufrei bewältigen lassen würde, zumal der skandinavische „Schnaps“-

Tourismus Fehmarn gar nicht verlässt. Weder die bekannte Windanfälligkeit noch das Alter der 1963 in Betrieb genommenen Brücke spielte bei Vertragsabschluss wohl eine wichtige Rolle.

Sechs Jahre später wird die Sundquerung ganz anders beurteilt. Die DB hat im Auftrag des Bundesverkehrsministeriums in einer Studie insgesamt 6 Möglichkeiten für die Sundquerung untersucht. Allem Anschein nach geht es jetzt um den Ersatz des altersschwachen „Kleiderbügels“. Während Bundesver-

kehrsminister Alexander Dobrindt eine Tunnel-Querung, für die sich der Kreis Ostholstein und viele Fehmaraner einsetzen, als unrealistisch bezeichnet, hat der Parlamentarische Staatssekretär im Berliner Verkehrsministerium, Enak Ferlemann, sich für eine „Brücken-Lösung“ ausgesprochen, sogar für zwei neue Brücken, getrennt für Straße und Schiene.

Drei Brücken, zwei neue und eine alte, unter Denkmalschutz stehende, die Feh-



Die Fehmarnsundbrücke, erbaut 1963, ist heute ein eingetragenes Kulturdenkmal. Für die neue Querung muss die Brücke umbaut oder abgerissen werden.

(Foto: Bernd Ochsen, Landkirchen)

von einer neuen Sundquerung keine Rede. Der Verkehr sollte auch zukünftig auf der vorhandenen Sundbrücke „zweistreifig“, also in jeder Richtung einspurig abgewickelt werden.

Für alle, die sich mit der Örtlichkeit der Sundquerung gut auskennen, ließ diese „Lösung“ nur zwei Schlussfolgerungen zu: Entweder wollte die Bundesregierung bei Vertragsabschluss jeden neuen erheblichen Kostenfaktor aus der Finanzierung

Studenten aus Czernowitz machen eine Ausstellung im Katharineum; über ihren Häuption eine ihrer poetischen Installationen: „Der Tunnel“ von Josef Burg.

Lesen Sie die Ausstellungsbesprechung auf Seite 320

(Foto: Anja Doehring)

marn mit dem Festland verbinden sollen? Voranschlag: 272 Mio. Euro. Oder eine für Schiene und Straße kombinierte neue Brücke? Voranschlag: 268 Mio. Euro. Oder doch ein Bohr- oder Absenktunnel, der auf jeden Fall wetterunabhängig ist? Geschätzte Kosten zwischen 400 und 600 Mio. Euro.

Wann wird der Bund eine Entscheidung treffen? Um von Witterungseinflüssen unabhängig zu sein, kann eigentlich nur eine Tunnel-Lösung in Frage kommen. Anderes Szenarium: Es herrscht West- oder Oststurm, und alle drei Brücken werden gesperrt. Welch ein Desaster für die propagierte schnellere Anbindung in Europa!

Das Bundesverkehrsministerium und die Bahn müssen endlich liefern:

- die Entscheidung über den Trassenverlauf der Bahn für die Hinterlandanbindung im Zuge der FBQ und für das folgende Planfeststellungsverfahren,
- die Entscheidung in Sachen Fehmarnsund-Querung,
- eine aktuelle Studie über das zu erwartende Verkehrsaufkommen im Zusammenhang mit der FBQ.

Eines steht so gut wie fest: Der 2008 geschlossene Staatsvertrag muss in Sachen „Hinterlandanbindung“ für eine neue Sundquerung geändert werden. In diesem Zusammenhang müsste aufgrund aktualisierter Daten auch die Nutzen-Kosten-Bilanz eines solchen Milliarden-Bauwerks auf den Prüfstand. Bettina Hagedorn, Vorsitzende des Rechnungsprüfungsausschusses des Bundestages, mahnt eine belastbare Aufstellung aller Kosten der Hinterlandanbindung im Zuge der FBQ bis Anfang 2015 an. Denn die Kosten für den deutschen Steuerzahler hätten sich – auch ohne eine Lösung der Sundquerung – inzwischen schon verdreifacht, auf ca. drei Milliarden Euro. Kurios, aber nicht zum Lachen!

Europäische Kommission: Mehr Fördermittel für Feste Beltquerung und Hinterlandanbindung

Von der Europäischen Kommission sind die Mitgliedstaaten am 11. Sept. 2014 aufgefordert worden, EU-Fördermittel für Projekte zu beantragen, die die europäische Verkehrsstruktur verbessern sollen. Neun Hauptverkehrskorridore, die als Netzwerk das wirtschaftliche Rückgrat der Binnenstruktur bilden, sollen dabei

vor allem mit erheblichen Fördermitteln aus Brüssel ausgebaut werden. Für den Korridor Skandinavien–Mittelmeer, d. h. von Finnland durch Schweden, Dänemark, Deutschland, Österreich, Italien bis nach Malta, sind dabei als wichtigste Vorhaben die Feste Fehmarnbeltquerung (FBQ) und der Brenner-Basistunnel und alle Zubringer benannt.

Am 14. Oktober hatte die staatliche dänische Projektgesellschaft Femern A/S, verantwortlich für Planung, Finanzierung und Bau der FBQ, hohen Besuch aus Brüssel. Pat Cox, früherer Präsident des Europäischen Parlaments, seit März 2014 als Kommissar zuständig für den transeuropäischen Verkehrskorridor Skandinavien–Mittelmeer, hat in Kopenhagen ein Füllhorn von Geldern bzw. entsprechenden Finanzausgaben ausgeschüttet und Femern A/S offenbar ermuntert, „mit erheblich mehr EU-Fördermitteln zu kalkulieren bzw. diese zu beantragen“, so Femern A/S-Sprecher Felix Irmer am 16. Oktober. Bisher hat die dänische Staatsgesellschaft aus Brüssel bereits die größtmöglichen Zuschüsse in Höhe von 50 Prozent der Entwurfs- und Planungskosten erhalten. Das sind nicht weniger als 135 Millionen Euro für das FBQ-Projekt, nach Cox „eines der wichtigsten Infrastrukturprojekte in Europa“, das deshalb innerhalb des TEN-T-Programms (Trans-European Network) höchste Priorität genießt.

Der Zuschuss für Dänemark aus Brüssel steigt um 100 Prozent

Für die Finanzierung der FBQ war die dänische Staatsgesellschaft bisher von EU-Fördermitteln in Höhe von 10 % der Baukosten (derzeit immer noch mit 5,5 Milliarden Euro angegeben) ausgegangen. Nach dem Besuch des zuständigen EU-Kommissars hat der Vorstandsvorsitzende von Femern A/S, Claus F. Baunkjær, nun sehr optimistisch verkündet: „Wir werden die Höhe der Mittel, die wir beantragen werden, nach oben korrigieren.“ Baunkjær rechnet inzwischen mit einer EU-Beteiligung an den Baukosten in Höhe von etwa 20 Prozent. Das bedeutet, dass dem dänischen Staat für den Bau der FBQ von Brüssel über eine Milliarde Euro in Aussicht gestellt sind. Darunter befinden sich auch viele Millionen Euros aus Deutschland. Das ist nicht uninteressant zu wissen, hieß und heißt es doch immer gelegentlich, Dänemark bezahle die FBQ allein.

Der dänische Verkehrsminister Magnus Heunicke ist „dankbar für die große

Unterstützung“ und sicher, dass trotz innerdänischer und deutscher Kritik an dem Megabau-Projekt die EU hinter der FBQ steht. Nach Presseverlautbarung rechnet er damit, dass das erforderliche dänische Baugesetz für die FBQ im Parlament im Dez. 2014 beraten und Anfang Jan. 2015 beschlossen wird.

Bürger: Engagement für den Erhalt ihrer Lebensqualität

Für Pat Cox umfasst der Nord-Süd-Verkehrskorridor die wichtigsten Eisenbahn-, Straßen- und Seeverkehrsverbindungen und ist deshalb für den europäischen Binnenhandel von zentraler Bedeutung, weil er die großen Ballungszentren und Städte besser, d. h. schneller, miteinander verbindet. Dieser Zielsetzung, vertreten von Wirtschaft und Politik (z. B. der Großen Koalition), stehen – zumindest derzeit in Deutschland – diverse (Bahn-)Streiks und kilometerlange Staus durch jahrelange Baustellen wegen maroder Straßen und Brücken entgegen. Auch der europäische Dissens wegen der von Deutschland geplanten Auto-Maut verträgt sich nicht mit dem Ziel, die Integration und die Mobilität in Europa voranzubringen. Ob, wie und wann sich diese Probleme und dazu noch die des ständig zunehmenden Autoverkehrs lösen lassen, steht in den Sternen.

Verkehrsprojekte und Lebensqualität

Doch in erster Linie geht es bei den gigantischen internationalen Verkehrsprojekten auch immer um die Menschen, die Natur, die Umwelt, Fauna und Flora in diesen Hauptverkehrskorridoren. Die betroffenen Bürger fragen sich, ob auch ihre Interessen seitens der EU wahrgenommen werden und was es für ihre Lebensqualität bedeutet, wenn Kommissar Pat Cox davon spricht, dass effiziente Verkehrsverbindungen „für die Wettbewerbsfähigkeit der europäischen Unternehmen in der globalisierten Wirtschaft“ signifikant wichtig seien. Die katastrophalen Auswirkungen der Verkehrsströme auf die Lebensqualität der Bewohner des Rheintals sind inzwischen bundesweit hinlänglich bekannt. Gegen ein ähnliches Schicksal wehren sich zahlreiche Bürgerinitiativen und Kommunen entlang der Bahnstrecke in Ostholstein. Die verfolgte Zielrichtung ist aber nicht einheitlich.

Fortsetzung auf Seite 314

Aus der Geschichte der Gemeinnützigen. Die Jahre 1976-1986

„Man muss anecken, wenn man in Lübeck etwas erreichen will“



Der große Kampf: blühendes Leben gegen musealen Tod, City gegen Altstadt

Städtische Ereignisse

Am Beginn des Jahrzehnts musste die Bürgerschaft einen Beschluss revidieren, den sie 1975 einstimmig gefasst hatte: Weite Teile der Altstadt sollten demnach „Kernzone“ werden, heißt: Nutzflächen für Großbauprojekte und Parkplatzareale. Eine „Bürgerinitiative Rettet Lübeck“ (BIRL) hatte in kürzester Zeit 4.000 Unterstützer gefunden und den Bürger-schaftsbeschluss erfolgreich angefochten.

Die Freude der Freunde der Altstadt war von kurzer Dauer. Die Stadtverwaltung erteilte in kurzer Zeitfrist drei Abrissgenehmigungen, die völlig intakte historische Häuser gleich reihenweise auslöschten.

Das alte Zentrum Lübecks wurde zum Schlachtfeld im Häuserkampf zwischen Altstadt-Sanierern und City-Verfechtern. Es war das Jahrzehnt, als der Kaufhauskonzern Horten die Erlaubnis bekam, die Holstentorhalle abzureißen, sich aber dann wegen Lübecks angeblicher Investorenfeindlichkeit abwandte, es war das Jahrzehnt, in dem es jungen engagierten Bauforschern gelang, die Industrie- und Handelskammer dazu zu bewegen, ihr neues Domizil im Hogeus am Koberg mit und nicht gegen dessen Baugeschichte im Inneren zu gestalten.

Lübeckische Blätter im Nahkampf

Wie aufgewühlt die aktive Stadtbevölkerung war, zeigt ein Blick auf der Lübeckischen Blätter. 1976 ein ruhig gegliedertes Layout, keine Fotos und eine Sprachgebrauch zwischen Antrittsbesuch bei künftiger Schwiegermutter und Vorgesprache bei vorgesetzter Dienststelle, 1986 eine wild-turbulente Gestaltung ohne Maß und Form, Satzspiegel sprengenden Fotos und Zeichnungen, balkendicken Überschriften und eine Sprache, springend zwischen Polemik, Besserwissererei, Anklage und Begeisterung.

Im Inneren der Hefte ging es in dem Jahrzehnt turbulent zu: Manfred Finke formulierte seine bis heute lesenswerten Grundsatzbeiträge, wie die veraltete Stadt

zu einer akzeptablen alten Stadt saniert werden müsste.

Mehr als ein Altlübecker glaubte, das Stehenlassen einer Fassade reiche aus, im Inneren eines Hauses verlange der gesunde Menschenverstand eine Kernsanierung. Der Streit darüber wurde 1976 beispielhaft ausgefochten anlässlich des Umbaus des Hauses Mühlenstraße 8, den Georg Riekman zu verantworten hatte. Es wurde ein Tribunal.

Während die Wirtschaftsverbände lamentierten, ein starker Denkmalschutz würde die City zum toten Museum machen, formierte sich eine Bürgerallianz, die Haus für Haus, Straße für Straße jede Sanierungsmaßnahme kritisch und wachsam begleitete.

Zehn Jahre nach Gründung der BIRL, schrieb Gründungsmitglied Hans-Peter Stricker 1985 in den Lübschen Blättern rückblickend: „Man muss anecken, wenn man im heutigen Lübeck etwas erreichen will.“

In den Händen des Redakteurs C. M. Langkau, des Redaktionsmitgliedes Bernd Dohrendorf und dem unermüdlich aktiven Rolf Sander wurden die Grünen Blätter zur Waffe im Kulturkampf. Erstaunlich genug bleibt, dass die Gemeinnützige nach Jahren der Vorbereitung beschloss, das Titelbild der Zeitschrift mit einer quasi zeitlosen Aufmachung zu gestalten. Seit dem 150. Geburtstag 1985 zierte das Motiv einer Denkmünze der 1830iger Jahre für mehr als ein Jahrzehnt jedes Heft.

200 neue Mitglieder

Fast unbemerkt von den Lübeckischen Blättern gelingen der Gemeinnützigen zwischen 1976 und 1986 zwei große Vorhaben. Als 1978 eine bis dahin privat geführte Musikschule in ihrer Existenz bedroht ist, springt die Gesellschaft ein. Auf einer außerordentlichen Versammlung im Januar 1978 wird der entsprechende Beschluss gefasst. Das Unternehmen entwickelt sich so gut, dass die Lübecker Musikschule 1987 im Rosengarten ein eigenes Domizil eröffnen kann.

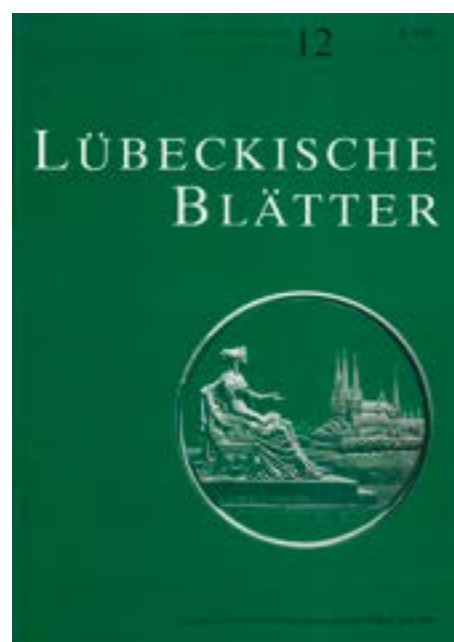
Auf dem Stiftungsfest 1985 gab Direktor Christoph Deecke die Anregung,

das Projekt „Mitglieder werben Mitglieder“ zu starten. Wer ein neues, möglichst ein jüngeres Mitglied, warb, nahm automatisch an einer Verlosung attraktiver Gewinne teil. Der Erfolg war überwältigend. Die Mitgliederzahl, jahrelang unbeweglich bei 1750, machte binnen Jahresfrist einen Sprung auf 1950 und erreichte fast die Marke von 2000.

Vorsteherschaft und Mitglieder

In diesen Jahren gab es, wie gegenwärtig im 225. Jahr der Gemeinnützigen auch, Debatten, ob man die innergesellschaftliche Kommunikation ändern solle oder müsse. Die Beratungsversammlung tagte damals im Bildersaal und wurde regelmäßig von 40 bis 60 Mitgliedern besucht. Es wurde diskutiert, ob die Mitglieder an der Arbeit der Vorsteherschaft teilhaben sollten. Deecke gab daraufhin in den Lübeckischen Blättern einen Bericht, was auf einer normalen Vorstehersitzung auf der Tagesordnung stand. Als Ergebnis der Debatte kann man festhalten: Die von der Vorsteherschaft zu erörternden Tagesprobleme der Einrichtungen der Gesellschaft erfordern ein Wirken im Stillen ohne Öffentlichkeit.

Manfred Eickhölter



Der Umschlag der Lübeckischen Blätter ab Januar 1985 für mehr als 10 Jahre.

Geschichtsverein



Mi, 26. November, 18.30 Uhr, Vortragsraum Museum für Natur und Umwelt, Musterbahn 8

Vom Lübecker Bildungswesen für Mädchen und junge Frauen in den Jahren des Dritten Reiches. Zugleich ein Beitrag zum Thema Emanzipation.

Dr. Jörg Fligge, Lübeck



Mo, 1. Dezember, 15 Uhr, Bundespolizeiakademie Lübeck, Ratzeburger Landstraße 4, vor dem Haupttor

Führung durch die historische Sammlung zum innerdeutschen Grenzsystem in der Bundespolizeiakademie

Herr Weiser und Kollegen

Bitte seien Sie pünktlich! Der Einlass ist nur als Gruppe möglich!

Deutsch-Ibero-Amerikanische Gesellschaft



Fr, 21. November, 18.30 Uhr, Volkshochschule, Falkenplatz 10

Picasso und die Frauen

Ein literarischer und musikalischer Abend über Pablo Picasso und die Frauen in seiner Kunst und in seinem Leben.

Dr. Hans-Thomas Carstensen, Ulrike Fertig und Antonio Vito

Eintritt 10 Euro, in der Pause werden Tapas und Getränke angeboten

Deutsche Stiftung Denkmalschutz

Mi, 12. November, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei

Darf Baugeschichte rekonstruiert werden? Über den Umgang mit Baukultur – auch in Lübeck

Prof. Dr. Ingo Sommer, Berlin

Deutsch-Italienische Gesellschaft



Mi, 12. November, 19 Uhr, Essigfabrik, Kanalstraße 26–28

Die Gewänder der Päpste im Spiegel der Auseinandersetzung zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft

Dr. Rainer Foß

Eintritt 5 Euro; 3 Euro für Mitglieder
Welchen Vorbildern folgten die Gewänder, was bedeuteten sie machtpolitisch?

Verein für Familienforschung



Do, 13. November, 18.30 Uhr, Mühlen-torturm

Hopfen und Malz, aus der Geschichte der Bierbrau-kunst in Lübeck

Wolf-Rüdiger Ohlhoff mit Dias

ePunkt – Das Bürgerkraftwerk

Mi, 12. November, 19.30 Uhr, Volkshochschule, Falkenplatz 10

Hudekamp – Ein Heimatfilm

Von der Kritik preisgekrönt, von der Bewohner-schaft abgelehnt

Podium: Pia Lenz (Hamburg), Christian v. Brockhausen (Hamburg)

Moderation: Birgit Reichel

Eintritt: 3 Euro

Voy a Vivir - Ich werde leben
- ein anderes Requiem -

Auszüge aus:
Canto General
Requiem
Requiem in c-Moll

Mikis Theodorakis
Karl Jenkins
Ludwig Cherubini

Udwin Wurth
Jan Westendorff
Annette Töpel
Mezzosopran
Bariton
Klavier
Kammerchor der Musikschule der GEMEINNÜTZIGEN
Leitung: Olga Mull

Samstag, 15. November 2014, 19.00 Uhr
Evangelisch-Reformierte Kirche, Königstr. 16, Lübeck
Eintritt: 10 €, Schüler/Studenten 6 €
VK: Hugendubel, Per Tutti Musikalien, Klasse-Kontor - Abendkasse

Veranstalter: Musikschule der GEMEINNÜTZIGEN Lübeck

Verein der Musik- und Orchesterfreunde, MOF

Mi, 19. November, 19.30 Uhr, Musik- und Kongresshalle

Benefizkonzert für die Musikkultur

In einem Galakonzert der Musik- und Orchesterfreunde (MOF) zum 20-jährigen Bestehen der MuK spielen am Mittwoch, 19. November, um 19.30 Uhr die Lübecker Philharmoniker unter Leitung ihres früheren GMD Erich Wächter die 9. Sinfonie „Aus der Neuen Welt“ von Antonin Dvorák und Beethovens Violinkonzert mit dem Solisten Kirill Troussov. Bei diesem Benefiz in der MuK für die Musikkultur in der Hansestadt verzichten alle Beteiligten auf ein Honorar.

Gedenkstätte Ahrensböck

So, 9. November, 15 Uhr, Flachsstraße 16
Zehn Familien und eine „Judenkartei“

Jörg Wollenberg

In dem Vortrag wird u. a. über ein im Januar 1936 verfasstes „Verzeichnis der im Bereich der Gemeinde Ahrensböck wohnenden Juden und jüdischen Mischlinge“ berichtet, das zehn Familien nennt. Dazu gehörten die Familien des Viehhändlers Troplowitz und des Tierarztes Beckhardt, dessen Tochter Elly Anfang der Dreißiger Jahre den Juniorchef der Norddeutschen Bürsten-Industrie, Kurt Asch aus Lübeck heiratete.

Natur und Heimat



Sa, 15. November, Vortragssaal Museum Natur und Umwelt, 16.30 Uhr

Multivision Donaudelta

Vortrag von Herrn Ulmer

Ab 15.30 Uhr Kaffeeeinkkehr im Café Walbaum

Mi, 19. November, Treffen: Bahnhofshalle 08.45 Uhr, Zug 09.06 Uhr

Pönitz – Pansdorf

Tageswanderung, ca. 15 km, Einkehr, Gruppenfahr-schein. Kontakt: Christa Neubeck

Tel. 495741

Sa, 22. November, Treffen: Bahnhofshalle 08.45 Uhr, Zug 09.08 Uhr

Wollspinnerei Blunk

Tagesausflug, Besichtigung und Rundgang Segeberger See, ca. 10 km, Rucksackverpflegung, Kaffeeeinkkehr

Kontakt: Hilde Veltman; Tel. 604700

Gemeinnütziger Verein Kücknitz

Kücknitzer Adventsmarkt

Süße und herzhaft Leckereien
Tolle Geschenkideen
Aktionen für Kinder und Jugend
Hüpfburg
musikalische Unterhaltung
....und noch viel mehr!

Samstag, 29.11.2014

11.00 bis 18.00 Uhr

Kirchplatz Kücknitz



Veranstalter: Gemeinnütziger Verein Kücknitz e.V.



Veranstaltungen im Jubiläumsjahr

Der Lübecker Stadtdiskurs

Mi, 19. November, 19 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei
Neue interventionistische Stadtpolitiken – Kunst, Kultur und Stadt in der Perspektive von Kreativen und Raumpionieren

Prof. Dr. Friedrich von Borries, HFBK, Hamburg

Längst ist Stadtentwicklung keine Domäne allein von Planungsprofis mehr. Gerade im letzten Jahrzehnt hat sich ein „informeller Urbanismus“ verstärkt, mit dem eine neue Kultur der Einmischung in öffentlich-städtische Belange sich ausdrückt, in der eigenständige Taktiken und einfallsreiche, teilweise auch durchaus freche Interventionen entwickelt werden. Neue Akteursnetze und neue Kompetenzen (Wissen!) treten damit ins Blickfeld. Für die junge Wissenschaftsstadt auf hanseatischem Grund vielleicht eine spannende Perspektiverweiterung?

Der Lübecker Stadtdiskurs

Mi, 3. Dezember, 19 Uhr, Kolosseum, Kronsfordter Allee 25,

Eintritt frei

Architektur, Frauen und das Besondere der Stadt

PD Dr. Silke Steets, TU Darmstadt

Städte können wir als Räume begreifen, in denen sich unterschiedliche Bedeutungsebenen überlagern. Manche dieser Ebenen sind materiell (wie Gebäude, Wahrzeichen, Denkmäler), manche sind immateriell (wie Imaginationen, Lieder oder Geschichten einer Stadt). Immer aber sind diese Ebenen sozial konstruiert. (Auf Seite 316 lesen Sie einen aktuellen Textbeitrag)



Podiumsdiskussion

Di, 11. November, 17-18.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei

Möglichkeiten der Selbstbestimmung – Die Patientenverfügung in der psychiatrischen Behandlung

Dr. med. Thomas Bachmann, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, und Dr. jur. Carsten Storf, Ministerium für Justiz, Kultur und Europa, Schleswig-Holstein

Gemeinsam mit dem Verein für Betreuung und Selbstbestimmung und der Beschwerdestelle für Psychiatrieerfahrene und deren Angehörige in Lübeck und Ostholstein

Dienstagsvortrag

Di, 11. November, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei

Ist Lübeck auf dem Weg, eine nachhaltige Stadt zu werden?

Podiumsdiskussion mit Vertretern wichtiger Handlungsfelder

Teilnehmer: Dr. Ursula Kühn, Bereich Naturschutz (Umwelt- und Naturschutz/ Klimawandelvorsorge), Christoph Beckmann-Roden, Landwege (Landwirtschaft, Handel und Bildung), Ralph Gierke, Stadtwerke Lübeck (Energieversorgung und Klimaschutz), Antje Peters-Hirt, Gemeinnützige (Bildung für nachhaltige Entwicklung), Prof. Frank Schwartz, FH Lübeck (Nachhaltige Stadtentwicklung).

Kriteriendiskussion: Prof. Dr. Christoph Rehmann-Sutter, Bioethiker der Uni Lübeck. Einführung und Moderation: Stephanie Ewe, Naturwissenschaftlicher Verein zu Lübeck
 Gemeinsam mit dem Naturwissenschaftlichen Verein e. V.

Erweiterter Dienstagsvortrag

Di, 18. November, 18-21 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei

Kulturtechniken IV: Sammeln

Antje Peters-Hirt und diverse Gäste

Das Thema Sammeln wird in alle Richtungen ebenso sinnlich wie intellektuell erfahrbar gemacht. Schauen Sie bitte auch auf unser Plakat auf der inneren Umschlagseite dieses Heftes (U3).

Senioren-Treff am Sonntagnachmittag

So, 9. November, 15:30 Uhr; Königstr. 5, Großer Saal



Wiener Melange

Am 9. November erwartet die Besucher das „Duo Kallinowski“ mit einem bunten musikalischen Programm unter dem Motto „Wiener Melange“. Das renommierte Ensemble präsentiert Kaf-

feehausmusik.

Der Preis für Programm, Kaffee, Tee und Kuchen beträgt 4 Euro im Vorverkauf und 5 Euro an der Nachmittagskasse.

Anmeldungen im Sekretariat unter 75454

Der Wagen 2014

Do, 27. November, 20 Uhr, Königstraße 5, Bildersaal, Eintritt frei



Lübecker Beiträge zur Kultur und Gesellschaft

Begrüßung der Autoren und Gäste:

Direktor *Titus Jochen Heldt*

Präsentation: *Dr. Manfred Eickhölder*,

Herausgeber und Redakteur

Die Lübecker Beiträge zur Kultur und Gesellschaft haben sich seit 1919 mehrfach in Format, Farbe und Aufmachung

gewandelt.

Ulrike Theilig, Buchgestalterin in Hamburg, ist für uns tätig geworden und hat etwas entworfen, was den diesjährigen Autoren und dem Herausgeber sehr gut gefällt und von dem alle Beteiligten gemeinsam hoffen, dass es auch unserer treuen Leserschaft Freude bereiten wird.

Litterarisches Gespräch

Fr, 21. November, 19.30 Uhr, Königstraße 5, Bildersaal, Eintritt frei
Martin Walser: Literatur, Religion und einige letzte Fragen

Dr. Susanne Nordhofen

„Warum glauben wir? Weil uns etwas fehlt. Glauben heißt Berge besteigen, die es nicht gibt.“ (Martin Walser: Mein Jenseits)

Walser spricht davon, dass seine Romane am Ende einen „weißen Schatten“ werfen – etwas, was es in der empirischen Welt nicht gibt. In der fiktionalen Welt der Romane kann es weiße Schatten geben: das Versöhnliche, das den schrecklichen Ausgang eines Plots übersteigt – Literatur, die uns teilnahmefähig macht und ein bisschen reicher, als wir sonst sind.

Susanne Nordhofen hat im Mai 2013 Martin Walser auf einer Lesereise nach Frankfurt und Bad Ems begleitet und im Anschluss an die Lesungen einen öffentlichen Dialog über Literatur und Religion mit dem Schriftsteller geführt.

Heftige Emotionen im Winter – Puccinis „La Bohème“

Wolfgang Pardey

Es schneit. Beständig rieseln die Flokken herab, schaffen eine milde, kühle Atmosphäre. Nur wenn die großen Gefühle aufbrechen, verschwinden die Projektionen auf den transparenten Gazefolien, öffnet sich ein klares Bild des Geschehens auf der Bühne. Bei Mimis Sterbeszene dominiert endgültig das Schneeweiß die Szenerie, im Fokus überdeckt vom aktuellen Bild „E la Madonna“ der Street-Artisten Gonzalo Borondo und Cane Morto. Die Winterreise hat ihr bitteres Ende gefunden. Regisseur Paolo Micciché greift bei seiner Inszenierung von Puccinis „La Bohème“ (Premiere 17. Oktober) im Großen Haus auf historische Bühnenbilder der Uraufführung in Turin 1896 zurück, unterwirft sie einer visuellen Wandlung durch Projektionen und Lichteffekte, die Atmosphäre schaffen, denn die Ausstattung – etwa Tisch, Kamin, Bett – beschränkt sich auf das Notwendige.

Temporeiche Personenregie entwickelt Paolo Micciché im ersten Bild. Die Triebkraft der Bohème in der Großstadt Paris erwächst spontan zwischen den Künstlern, später im Kontrast zum Besitzbürgertum, für das der Vermieter Benoît (Seokhoon Moon) steht. Und dann natürlich im Aufeinandertreffen von Rodolfo und Mimì. Anna Patalong ist eine wunderbare Märtyrerin der Liebe, eine *Femme fragile* mit schmiegsamer, samtiger Stimme, die zu leuchtendem Belcanto wächst, intensiv und berührend. Gabriele Mangione als temperamentvoller Rodolfo zeigt strahlenden Tenorsmelz und bewegt sich schwerelos in tückischer stimmlicher Höhenlage. Fesselnd wirken die Abschiedsszene im dritten Bild, das Finale des vierten Bildes mit den bitteren Reminiszenzen zum Beginn, dem weich konturierten Orchesterklang und der Ruhe des Schlafs, die den Tod bringt – „Che gelida manina“ (Wie eiskalt ist dies Händchen). Da scheinen die einstigen Sorgen der lustigen Bohème als Gegenbild zum Bürgertum nur noch klein, denn das künstlerische Prekariat, so nennt man soziologisch gelegentlich diese Mischung aus proletarischer und unsicherer, prekärer Lebensform, gerät in existenzielle Abgründe.

Die Pariser Mansardenwohnung wie auch der Platz beim Zollhaus im dritten Bild erweisen sich als minimalistisch gelungenen Ansichten, während die Trennung



Gabriele Mangione (Rodolfo), Taras Konoshchenko (Colline), Steffen Kubach (Schaunard), Seokhoon Moon (Benoît), Gerard Quinn (Marcello)

(Foto: Oliver Fantitsch)

von Café Momus und Weihnachtstrubel auf der Straße durch die versetzte Hebebühne beim zweiten Bild eine unnötige Distanzierung der Ebenen schafft. Dabei wirken gerade das farbenprächtige, temperamentvolle Treiben auf der Straße im Quartier Latin überaus einprägsam, die bunte Kostümierung und die Luftballons, die Passanten aus dem Chor des Theaters (Einstudierung Joseph Feigl) und dem lebendigen Kinder- und Jugendchor Vocalino der Kunst- und Musikschule (Leitung Gudrun Schröder), die Militärkapelle.

Evmorfia Metaxaki als Musetta präsentiert im Café ihren neuen reichen und bald wieder zugunsten Marcellos abgelegten Liebhaber (Johan Hyunbong Choi). Sie zeigt sich als schrille, scharf konturierte Person mit kraftvoll auftrumpfender Stimme. Am Nebentisch die Künstlerfreunde, die wesentlich die Aufführung tragen. Gerard Quinn (Marcello) und Steffen Kubach (Schaunard) agieren glänzend mit sonoren Baritonstimmen, während der Bassist Taras Konoshchenko als Colline fulminant singt und spielt.

Dem Regisseur gelingt eine überzeugende, allseits kompatible Arbeit, die nicht dick aufträgt und Raum für individuelle Phantasie, für Gegenwartsbezüge lässt. Glücklicherweise fehlt jeder belehrende

Ton, und die Szenerie wird nicht neidvoll gegen die Magie der Musik ausgespielt, wie man es oft erleben muss. Die Kostüme von Beate Tamchina setzen fein abgestimmte Akzente im Bühnenbild, etwa das Altrosa von Mimis Kleid, das dunkelrote Nobeloutfit von Musetta. Ausgehend von historischen Vorbildern entsteht eine vielschichtige Couture mit gesellschaftlichen Anspielungen, die nur manchmal in der Typisierung allzu direkt gerät.

Roman Brogli-Sacher am Pult vermittelte ein modernes Puccini-Bild, indem er den Schmachtfetzen vom Ende der Romantik ins 20. Jahrhundert stellte, wo er hingehört. Denn Puccini erweist sich in der raffinierten Instrumentation, der gespannten Harmonik bis hin zur Bitonalität, im heterophonen Klangbild als Geistesverwandter von Mahler, Ives und auch Strawinsky. Der Dirigent, an die Stätte alter Erfolge zurückgekehrt, stürzte sich wild, expressionistisch und ungestüm in die Musik, ließ mit dem motivierten Orchester tonmalerische Episoden, morbide Faszination und Liebesfluten aufglühen und gab transparenten Instrumentalmischungen wie auch kammermusikalischem Feinsinn viel Raum. Das Publikum feierte die Aufführung mit Ovationen.

Beratungsversammlung 2014 – Eindrücke und Gedanken

Carl-Dietrich Sander

Ich war gespannt. Nach 42 Jahren Mitgliedschaft meine erste ordentliche Beratungsversammlung der Gemeinnützigen! Zur Erklärung: dies ist nicht mangelndem Interesse geschuldet, sondern 500 km Wohntfernung. Dieses Jahr nun brachte ein Urlaub in der alten Heimat die Chance einer Teilnahme. Schade, dass so relativ wenige Mitglieder den Weg in die Königstraße 5 gefunden hatten. Es blieben Tische im Großen Saal frei. Über die Gründe kann man ausführlich spekulieren. Als unbefangener Erstbesucher möchte ich dazu meine Eindrücke und Gedanken schildern.

Schön die Begrüßung mit der Bilderschau an der Stirnwand. Viele Eindrücke aus der Tätigkeit der Gemeinnützigen. Allerdings keine Menschen. Und damit für mich auch wenig Emotionen. Warum nicht die Menschen zeigen, die hier die Dinge bewegen!?

Der breite Vorsteher-Tisch macht deutlich, welche große ehrenamtliche Mannschaft hier am Werke ist. Mir – und vielleicht auch anderen – stellt sich aber die Frage: Wer ist denn dort am Werke? Denn ich kenne nicht alle 14 Vorsteher/-innen persönlich. Namensschilder wären hilfreich. Oder auch die Bilderschau mit für die Vorstellung nutzen.

Natürlich stehen auf einer Mitgliederversammlung erst einmal die Zahlen im Mittelpunkt. Die Darstellung auf der Leinwand und die Erläuterungen dazu durch Herrn Klug brachten die wesentlichen Themen auf den Punkt. So bestand eine gute Grundlage sowohl für die Entlastung für 2013 als auch für den Haushaltsvoranschlag 2015. Dass sich der Direktor beim Mitarbeiterteam für die Arbeit bedankte, empfand ich als sehr positiv.

Die bereits oben angesprochene Frage, wer in der Vorsteherchaft am Werke ist, stellte sich mir wiederum bei den Wahlen zur Vorsteherchaft. Für die Vorsteher/-innen, die zur Wiederwahl vorgeschlagen wurden, gab es keine Vorstellung und es wurde auch keine Fragemöglichkeit angeboten. Vermutlich wird davon ausgegangen: die kennen ja ohnehin alle. Wirklich? Ich stelle mir diese Frage nicht nur als Fern-Mitglied, sondern zum Beispiel auch für neue Mitglieder, die zum ersten Mal ihrer Mitglieder-„Pflicht“ nachkommen und die Beratungsversammlung besuchen.

Dazu ein praktischer Vorschlag: Wie wäre es, den Tagesordnungspunkt 6 „Berichte der Einrichtungen/Berichte der Vorsteher“ vor den Tagesordnungspunkt Wahlen zu verlegen. So könnten speziell die wiederzuwählenden Vorsteher/-innen aus ihrer Arbeit berichten

und alle Mitglieder wüssten, wen Sie – und warum – wählen wollen.

Auch die eingangs angesprochene Präsentation der Bilderschau könnte für die Transparenz der Versammlung durchgängig genutzt werden: So könnten dort die Tagesordnungspunkte aufgerufen werden, die zu verlesenden Beschlussvorschläge parallel gezeigt sowie Schlagworte und auch Bilder zu den einzelnen Fachbeiträgen dargestellt werden. Das wäre natürlich mit etwas mehr Vorbereitungsaufwand verbunden, dürfte der Offenheit und Deutlichkeit der Beratungsversammlung aber gut tun. Zumal die Sichtachsen im Großen Saal ohnehin nicht die besten sind.

Herr Manuel Wille, der als neu zu wählendes Mitglied für die Vorsteherchaft von dieser vorgeschlagen wurde, stellte sich vor und den Fragen aus dem Mitgliederkreis. Meine Sicht der Dinge: gleiches Recht und gleiche Pflicht für alle zu Wählenden.

Eine Frage blieb offen – sie wurde in der Versammlung allerdings auch nicht gestellt: Zwei Mitglieder der Vorsteherchaft stellten sich nicht mehr zur Wiederwahl. Ein Mitglied wurde neu vorgeschlagen und gewählt. Warum wurde ein Vorsteher-Mandat nicht wieder besetzt? Eine Erläuterung seitens der Vorsteherchaft dazu erfolgte leider nicht.

Übrigens wurde bei der Nachwahl auch nicht gefragt, ob es weitere Vorschläge für weitere Kandidaten aus der Beratungsversammlung gäbe. Nicht üblich? Nicht gewollt? Einfach übersehen?

Beim Tagesordnungspunkt 4 „Wahlen Direktor“ bot Herr Heldt an, den Raum zu verlassen, um ein Gespräch über seine Wieder-Kandidatur zu ermöglichen – hier also die ausdrückliche Aufforderung

zur Diskussion. Die dann allerdings von den Mitgliedern nicht wahrgenommen wurde.

Apropos Diskussion: Zu einigen Punkten und Themen gab es Fragen aus dem Mitgliederkreis. Der vermehrte Hinweis des Direktors auf die fortgeschrittene Zeit mag die Fragebereitschaft im weiteren Verlauf aber auch nicht unbedingt gefördert haben.

Für mich bleibt als Resümee: Eine Mitgliederversammlung in einer insgesamt angenehmen Atmosphäre. Dazu tragen die runden Tische und der Imbiss bei – beides fördert die Gespräche unter den Mitgliedern. Ein immer wieder bewundernswerter Strauß an Initiativen. Letztlich ist die Gemeinnützige ein mittelständisches Mehr-Sparten-Unternehmen mit angeschlossener Immobiliengesellschaft, das auf der obersten Ebene ehrenamtlich geführt wird.

Zwei Fragen habe ich mitgenommen: Wie lange ist dieses „Unternehmen“ in der Führung alleine noch ehrenamtlich zu steuern? In welchem Umfang wird die Offenheit der Diskussion und die Förderung der Mitwirkungsmöglichkeit aller Mitglieder gelebt? Viele unbewusste Bremsen können eine Rolle spielen.



Ingrid M. Schmuck

*Laufte Medizin
für schöne Zähne*

DR. WECKWERTH & PARTNER

Mo. - Fr. 7:00 bis 20:00 · Sa. 7:00 bis 13:00
ganzjährig geöffnet

St. Hubertus 4 · 23627 Groß Grönuu
Tel. 04509 / 1558 · www.dr-weckwerth.de

Lübecker Alltag im 1. Weltkrieg (1914-18) – ein atmosphärischer Überblick

Dr. Wolfgang Muth, Leiter des Industriemuseums Geschichtswerkstatt Herrenwyk

„Am Abend desselben Tages (31. Juli) verließ auch bereits das Regiment Lübeck unsere Stadt (...). In den Straßen, vor allem aber auch um und auf dem Bahnhof, hatte sich ein nach Tausenden zählendes Publikum versammelt, welches freudig bewegt über die endliche Lösung der quälenden Ungewißheit der letzten Tage der kommenden Dinge harnte. Mit klingendem Spiel und fröhlichem Gesang marschierten die Soldaten unseres Regiments zum Bahnhof, wo auf dem Bahnsteig die Regimentskapelle konzertierte. Die Stunde des Abschiednehmens von den Lieben, die die Marssöhne noch mit manch nützlichem und leckerem Proviant versehen hatten, brachte manch ergreifenden Augenblick, bis das Abfahrtszeichen ertönte und die Züge unter den Klängen der Nationalhymne, den brausenden Hurrarufen und Tücherschwenken langsam aus der Bahnhofshalle hinausdampften.“

So berichteten die Vaterstädtischen Blätter, die illustrierte Unterhaltungsbeilage der Lübeckischen Anzeigen, am 9. August 1914 unter der Überschrift „Abmarsch des Regiments Lübeck“ über die Stimmung in der Stadt am Beginn des Ersten Weltkrieges.

Kriegsbegeisterung und -verherrlichung

In der Folgezeit wurden viele patriotische Reden gehalten, viele patriotische

Artikel geschrieben, die den Krieg als einen Segen für die deutsche Gesellschaft darstellten. Es gab nur noch ein deutsches Volk, keine Klassen und Parteien mehr – hatten doch schließlich auch die Sozialdemokraten im Reichstag den Kriegskrediten zugestimmt. Der Krieg wurde als eine Kulturwende dargestellt, die die graue Zeit des zu lange anhaltenden Friedens ablöste. Eilhard Erich Pauls hielt im August 1914 vor der Loge eine Rede, in der es hieß:

„Einen Sprung vorwärts hat unsere Kultur schon getan, neue Segnungen unserer Kultur wird ein siegreiches Ende des Krieges bringen, um das wir beten, denn um diese kulturellen Folgen des Krieges wollen wir uns diesmal nicht wieder bringen lassen. Um unsere gesamte Kultur und um die Kultur der gesamten Welt geht es in diesem Kriege; darum ist er ein heiliger Krieg. (...) Aber Kultur ist zuerst und nicht zuletzt eine solche der Gesittung! (...) Schließlich wird doch alle Welt hören müssen, daß nur wir, nur das deutsche Volk und das verbündete Österreich-Ungarn, in dem deutsche Kultur führt, diese Gesittung hat, daß nur wir volle Kultur haben. Darum kann Deutschland nicht zugrunde gehen. Eine Entwicklung geht vorwärts, eine deutsche Niederlage aber würde die Welt um Jahrhunderte zurückschleudern. Darum, weil unsere Sache eine gerechte ist, die gerechte Sache der Menschheit und der Menschlichkeit, dar-

um haben wir die Zuversicht und das feste Vertrauen, daß Gott mit uns sein werde, daß die Segnungen dieses Krieges uns nicht entgehen werden können.“

Die Lübecker Schriftstellerin Ida Boy-Ed schrieb im September 1914 unter dem Titel „Lieben oder Hassen“ einen Artikel in den Lübeckischen Blättern, in dem sie ihren unbändigen Hass vor allem auf England herausschrie. Sie unterschied dabei zwischen den verschiedenen Feindvölkern. Franzosen, Belgier, Russen waren für sie verführte Völker, der eigentliche und verächtlichste Feind war England.

Propagandamaßnahmen

Um Gelder zu sammeln, wurde im Sommer 1915 vom Roten Kreuz ein sogenanntes Nagelbild unter den Rathausarkaden aufgestellt, ein „eiserner lübischer Adler“. Jeder Spendenwillige konnte sich einen Nagel kaufen und an die dafür vorgesehene Stelle einschlagen. Die Nagelung dieses Bildes wurde vom Senat Anfang August begonnen. Bürgermeister Dr. Eschenburg übergab es in einer Feierstunde an Senator Kulenkamp, den Landesdelegierten der freiwilligen Krankenpflege des Roten Kreuzes. Er schlug dann auch den ersten goldenen Nagel ein, gefolgt vom Senat und vielen Mitgliedern der Bürgerschaft. Auch das Offizierskorps und die leitenden Damen des Roten Kreuzes beteiligten sich.

Im Laufe der Kriegsjahre kam es immer wieder zu Aufrufen zur Metallsammlung. Gold, Silber, Kupfer und Zinn sollten abgegeben werden, um die Finanzierung des Krieges zu unterstützen. Aber je länger er dauerte, desto weniger war noch einzusammeln. 1917 wurden in allen Lübecker Kirchen Glocken zum Einschmelzen ausgebaut. Schließlich stellte im Juni 1918 ein Artikelschreiber in den Lübeckischen Blättern die Einschmelzung der Denkmale von Bismarck und Geibel zur Diskussion. Beide hätten sicher nichts dagegen einzuwenden gehabt, dass die Statuen einem patriotischen Zweck geopfert werden sollten.

Ausstellungen zum Krieg

Auch Ausstellungen trugen zur Propaganda bei. Im November 1915 wurden vor dem Burgtor zwei französische Beute-



Ausmarsch des Infanterieregiments 162 Lübeck am 11.8.1914 vor dem Holstentor. (Postkarte, privat)

geschützte aufgestellt, die der Kaiser als Anerkennung für Mut, Kraft und Heldentum von Lübeckern im Felde der Stadt gestiftet hatte. Das St.-Annen-Museum und das Museum am Dom zeigten mehrmals Ausstellungen sogenannter Kriegskunst. Im November 1916 veranstaltete das Rote Kreuz im Kolosseum eine Kriegsausstellung, in der Uniformen und Waffentechnik aller am Krieg beteiligten Völker gezeigt

wurden. Nach der Eroberung der baltischen Staaten wurde in der Katharinenkirche eine Livland-Estland-Ausstellung gezeigt, bei deren Eröffnung am 6. September 1918 der Schirmherr Prinz Heinrich anwesend war.



Prinz Heinrich trifft zur Eröffnung der Livland-Estland-Ausstellung vor der Katharinenkirche ein (6. September 1918) (Fotoarchiv Hansestadt Lübeck)

wurden. Nach der Eroberung der baltischen Staaten wurde in der Katharinenkirche eine Livland-Estland-Ausstellung gezeigt, bei deren Eröffnung am 6. September 1918 der Schirmherr Prinz Heinrich anwesend war.

Sozialdemokratie und Krieg

Selbst die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften, die vor Kriegsbeginn ihre Kriegsgegnerschaft in Artikeln und großen Versammlungen zum Ausdruck gebracht hatten, beteiligten sich an der Unterstützung des Krieges. Eine sehr gut besuchte Versammlung am 28. Juli 1914 im Gewerkschaftshaus verabschiedete unter dem Jubel der Besucher eine Resolution, in der es am Schluss hieß: „Wir erklären, daß die Sozialdemokratie die einzige Partei ist, die den wahren Willen des Volkes zum Ausdruck bringt; wir wollen nicht Volkshaß und Unterdrückung, sondern friedlichen Ausgleich der Völkerinteressen und demokratische Selbstregie-

rung der Nationen. Nicht Völkermord, sondern Völkerverbrüderung sei unsere Lösung.“ Der langjährige Lübecker sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Theodor Schwartz hielt am Ende der Versammlung eine viel bejubelte Rede gegen den Krieg, einige Tage später stimmte er im Reichstag für die Genehmigung der Kriegskredite. Erst 1917 gesellte er sich zur Opposition um Karl Liebknecht.

Unruhen und Streiks

Gegen Ende des Krieges, als die Ernährungssituation immer schwieriger wurde, steigerte sich auch in der Lübecker Arbeiterschaft die Unruhe. Am 30. Januar 1918 kam es – wie zuvor schon in vielen anderen Städten und Gebieten des Deutschen Reiches – zu einem eintägigen Proteststreik, an dem sich etwa 4.000 Arbeiter aller wichtigen Betriebe der Stadt beteiligten. Sprecher der Streikenden trugen die Forderungen der Arbeiterschaft dem Senat vor: eine Verbesserung der Lebensmittelversorgung, dazu ein möglichst schneller Friedensschluss ohne Annexionen und die Einführung eines demokratischen Wahl-

rechtes für die Bürgerschaft. Der Senat sagte zu, sich für höhere Fett- und Milchrationen einzusetzen, die Regelung von Friedensbedingungen und das Wahlrecht lag aber nicht oder nur zum Teil in seiner Macht. Trotzdem nahmen die Streikenden am nächsten Tag die Arbeit wieder auf.

Die Forderung nach einer besseren Verteilung der Nahrungsmittel wurde auch von Teilen des Bürgertums unterstützt, wenn auch die Abscheu vor dem Streik zum Ausdruck gebracht wurde.

Leiden am Krieg

Sehr wichtig war die Unterstützung von Kriegerfamilien und von Kriegsverehrten. Arbeitslose Frauen wurden vom Roten Kreuz in Kriegsnähtuben beschäftigt, wo sie Kleidungsstücke anfertigten und Ausbesserungsarbeiten machten, die dann verkauft wurden. Angeregt wurde eine Schuhhilfe für Schulkinder, denn viele Familien konnten sich Schuhreparaturen nicht mehr leisten. Deshalb sollten Schuhmacher in die Schulen kommen und Kinder dort in die Schuhreparatur einweisen.

Familien in Not

Familien von Eingezogenen bekamen, wenn sie keine anderen Einkünfte hatten, eine Kriegsunterstützung über das Rote Kreuz, finanziert durch öffentliche Mittel; aber die reichte nicht immer aus.

Im August 1917 wandte sich der Friseur Sietz, Huxterdamm 4, in einem Brief an Bürgermeister Dr. Eschenburg. Er war seit September 1916 im Felde, sein Friseurgeschäft wurde von einem Gehilfen weitergeführt. Dieser wurde im Frühjahr 1917 aufgefordert, sich einen Platz im vaterländischen Hilfsdienst zu besorgen. Sietz bat den Bürgermeister, sich dafür einzusetzen, dass der Gehilfe weiter den Laden betreiben könne, da sonst seine Frau, sein Sohn und die alte Schwiegermutter nichts mehr zum Leben hätten. Eschenburg nahm diese Bitte ernst. In einer Notiz zu dem Brief schrieb er: „Die

Jetzt beraten wir Sie auch in Lübeck



BERATEN · GESTALTEN · HANDELN

KLINDWORT & PARTNER

vereidigter Buchprüfer - Steuerberater

Adolfstr. 5a, 23568 Lübeck · Ringstr. 17, 23611 Bad Schwartau
Tel. 0451/300 991 - 0 · www.klindwort.com

Verhältnisse solcher kleinen Geschäftsinhaber liegen zur Zeit häufig außerordentlich schwierig und verdienen oft möglichste Berücksichtigung.“ Er beauftragte das Polizeiamt mit einer Untersuchung. In einem Bericht des Schutzmannes Rickert vom 26.8.1917 hieß es dazu: „Frau Sietz bezieht für sich und ihr dreijähriges Kind eine Kriegsunterstützung von 58,50 M monatlich, außerdem vom Roten Kreuz einen vierteljährlichen Mietzuschuß von 40 M. Die Jahresmiete für Geschäftslokal und Wohnung beläuft sich auf 700 M. Also reichen diese öffentlichen Hilfen nicht aus. Ohne die Weiterführung des Geschäftes kann die Familie nicht überleben.“

„Umerziehung“ der Frauen

Langfristig sollte die gesamte Bevölkerung zur Unterstützung des Krieges mobilisiert werden. Bei den Frauen sollte auch erst eine Art Umerziehung stattfinden. In einem Aufruf an „Unsere Frauen und Jungfrauen“, der Anfang August 1914 von einer nicht näher bezeichneten Anzahl von Männern und Frauen unterzeichnet wurde, hieß es: „Denn undeutsch ist es und verletzt deutsches Empfinden, daß am Tage so großer Spannung und so ernster Entscheidungen unsere Hauptstraßen bis in die späten Nachtstunden ein Bild bieten wie sonst nur an frohen Festtagen! Undeutsch ist es, in auffällig geputzter Kleidung die Breite Straße unablässig auf und ab zu bummeln, während vielleicht draußen gegen einen der vielen Feinde Hunderte oder Tausende unserer Brüder mit ihrem Blute das Meer und die Erde röten! Undeutsch ist es, zu ‚flirten‘ und zu ‚poussieren‘, während in einsamen Herzen und Häusern der Gram und die Sorge Einkehr halten!“

Keine öffentliche Trauer

Weiterhin wurden die weiblichen Angehörigen von Gefallenen aufgefordert, ihre Trauer nicht zu demonstrativ nach außen zu tragen. „Ihr deutschen Frauen und Jungfrauen, lübeckische Mütter, Bräute, Töchter, tragt diese Trauer im Herzen, nicht auf der Zunge und nicht äußerlich in Eurer Kleidung. Kleidet euch nicht, wie Ihr wohl möchtet, in das tiefe Schwarz, sondern tragt einfache, dunkle Gewandung! (...) Drückt nicht die zuversichtlich frohe Stimmung unseres Volkes, das siegen will, siegen muß, herunter, in dem ihr in der Farbe des Todes einhergeht. Tragt Euren Kummer still in Euch.“

Deutsche Frauentracht

Vor allem in der Mode sollte die deutsche Frau umdenken, sich von der auf-

reizenden französischen Mode und ihren Diktaten abwenden und sich einer einfachen „deutschen Frauentracht“ zuwenden. Immer wieder wurden Ausstellungen und Nähkurse solcher Kleider organisiert. Wilhelm Haase-Lampe, leitender Angestellter bei Dräger, schrieb im November 1914 in den Lübeckischen Blättern einen langen Artikel, in dem er diese Absicht unterstützte. Unter anderem war für ihn auch eine komplette Umstellung der weiblichen Unterkleidung unbedingt notwendig: „Es darf keiner Frau, keinem Mädchen ein Zweifel daran gelassen werden, daß das deutsche Frauenkleid unserer Tage den Verzicht auf das frauenmörderische Korsett und die Rückkehr zum Büstenhalter verlangt!“

Kritik am Hamsterwesen

Vom Nationalen Frauendienst wurden die begüterteren Lübeckerinnen aufgefordert, keine Hausangestellten zu entlassen, um die weibliche Arbeitslosigkeit nicht zu vermehren. Auch Ausgaben für Musikstunden und anderen Luxus sollten nicht reduziert werden, denn auch dadurch wurden Arbeitsplätze gesichert.

Außerdem wurde kritisiert, dass gut situierte Hausfrauen gleich zu Beginn des Krieges Hamsterkäufe von haltbaren Lebensmitteln gemacht hätten, wodurch ein erster Notstand in der Versorgung der Gesamtbevölkerung eingetreten sei. Auch sonst warf die Presse diesen Kreisen Selbstsucht vor. So wurde Anfang 1916 festgestellt, dass zum Beispiel fleisch- und fettlose Tage nicht beachtet würden. „Aber die kluge, deutsche Hausfrau weiß sich zu helfen. Ist Freitag kein Fleisch zu bekommen, so kauft sie es eben schon

Donnerstag, dann bleibt es bei ihrer Gewohnheit des starken Fleischverbrauchs, und alles andere ist dieser Hausfrau gleichgültig. Ähnlich geht es mit dem Verbrauch von Fett und Butter. Erhält sie in einem Geschäft nur ¼ Pfd., so läuft sie in ein anderes und in ein drittes und zieht stolz mit ihrer Beute nach Hause.“

Mobilisierung von Frauen und Jugendlichen

1917 wurde in der Stadt auf Anforderung der Altonaer Militärverwaltung eine Informationsstelle für Frauenarbeit errichtet, die dafür sorgen sollte, dass mehr Frauen ins Arbeitsleben eintraten, um die einberufenen Männer zu ersetzen. Obwohl der vom Senat damit beauftragte Regierungsrat Link feststellte, dass es eigentlich aktuell keine Beschäftigungsmöglichkeit für Frauen gebe, wurde trotzdem eine große Kommission eingesetzt, die sich zu zwei Sitzungen traf, ohne zu Ergebnissen zu kommen. Im Laufe des Jahres 1917 wurden dann aber Hunderte von Lübecker Frauen in auswärtige Rüstungsbetriebe vermittelt.

Genauso wichtig war die Mobilisierung von Kindern und Jugendlichen. Viele Oberprimaner der Lübecker Schulen hatten sich gleich zu Beginn des Krieges nach einem Notabitur als Kriegsfreiwillige gemeldet. Unterprimanern, die ebenfalls als Kriegsfreiwillige ins Feld ziehen wollten, wurde eine solche Notprüfung verweigert.

Viele jüngere Lübecker Jugendliche waren ebenso patriotisch aufgeheizt, konnten aber noch nicht als Kriegsfreiwillige einrücken. Im September 1914 wurde eine Jugendwehr gegründet. Nach



Lübecker Schüler bei der Laubheuernte (Sommer 1918) (Fotoarchiv Hansestadt Lübeck)



Butterzuteilung in der Huxstraße, Mai 1916

(Fotoarchiv Hansestadt Lübeck)

Möglichkeit sollten sich alle männlichen Jugendlichen über 15 Jahre, die noch nicht einberufen waren, dort organisieren. Hier wurde eine vormilitärische Ausbildung ohne Waffe durchgeführt. Kritik wurde daran geübt, dass nicht alle Lübecker Schulen Turnunterricht anboten, was der militärischen Vorbereitung abträglich sei.

Sammlungen

Auch in die Sammeltätigkeit wurden die Jugendlichen einbezogen: Altmaterialien, Liebesgaben, Edelmetalle, bei allem waren die Schulen beteiligt. Im Sommer 1918 wurden sie klassenweise zur Laubheuernte aufgerufen. Während der Schultage brachte man sie in die Lübecker Wälder, um dort das Laub von den Bäumen zu ernten, was vom Boden aus zu erreichen war. Dieses Laubheu wurde dringend als Futter für die Pferde an der Front gebraucht. Heu oder Hafer waren nicht in den benötigten Mengen dorthin zu schaffen. Das Laub wurde getrocknet, zu Mehl gemahlen, mit Melasse vermischt und zu kleinen Futterkuchen gepresst, die nicht so viel Transportkapazität erforderten und zur Not von den einzelnen Soldaten im Tornister als Pferdefutter an die Front mitgenommen werden konnten. Diese Laubheuernte wurde für eine Periode von Mai

bis August 1918 angesetzt. Während der Schulzeit waren die Kinder und Jugendlichen wohl auch fleißig dabei. Während der Sommerferien waren aber nur noch wenige dazu bereit. In einem „Ernstesten Wort an unsere Laubheusammler“ wandte sich Dr. Möbusz, der wohl der Beauftragte für diese Sammelaktion war, an die Kinder und Jugendlichen, und versuchte sie wachzurütteln und zur Arbeit in die Wälder zu bringen. Schließlich könne man die Pferde ja nicht 5 Wochen lang hungern lassen.

Öffentliche Speisungen

Die Ernährungslage spitzte sich im Laufe der Kriegsjahre immer mehr zu. Selbst wenn Lebensmittel, die nur noch auf Marken ausgegeben wurden, aufgerufen wurden, kam nicht jeder bei der Verteilung zum Zuge. Eine Abhilfe sollten die vom Roten Kreuz ab August 1915 organisierten Kriegsküchen liefern. Man begann mit einer Ausgabestelle in der Fackenburger Allee 10, im März 1918 gab es insgesamt 4 Ausgabestellen. Im November 1915 wurden 1.196 Liter Speisen pro Monat ausgegeben, im Februar 1917 191.942 Liter.

Liebesgaben

Eine wichtige Unterstützung der Heimatfront war die Sammlung von Liebes-

gaben. Alle möglichen praktischen Dinge wie Wollkleidung, Socken, Pulswärmer, vor allem aber Genussmittel wie Zigaretten, Zigarren, Schokolade und Süßigkeiten wurden gesammelt und an Lübecker an der Front geschickt. Die Sammlungen wurden meistens vom Roten Kreuz organisiert, aber auch die Stadt und einzelne Industriebetriebe verschickten Päckchen. Bernhard Dräger, Chef der Drägerwerke, und Senator Emil Possehl brachten im Winter 1914 persönlich Liebesgaben an die Front.

Die Stadt wurde immer stärker militarisiert. Da die Zahl der gefallenen und verwundeten Soldaten ständig stieg, wurden immer neue Ersatz-Einheiten zusammengestellt. Die vorhandenen Kasernen reichten bald nicht mehr zur Unterbringung aus. So wurden weitere Gebäude zu Militärunterkünften umgebaut.

Kriegsgefangene

Auch die steigende Zahl von Kriegsgefangenen prägte das Bild der Stadt. Für sie mussten ebenfalls Unterkünfte beschafft werden. Teilweise fanden sie diese in der Strafanstalt Lauerhof oder im Marstallgefängnis am Burgtor. Im Januar 1915 fragte das stellvertretende Generalkommando in Altona an, ob in Lübeck ein geeigneter Platz



Liebesgabensammlung durch die Jugendwehr (31. Oktober 1915)

(Fotoarchiv Hansestadt Lübeck)

für die Anlage eines Lagers mit einer Aufnahmekapazität von 10.000 Gefangenen vorhanden sei. Diese sollten Arbeiten im öffentlichen Interesse ausführen. Der Senat schlug eine große Viehweide an der Brandenbaumer Chaussee vor. Nach einigen Tagen kam ein Telegramm aus Altona, dass das Kriegsministerium zunächst von der Einrichtung eines solchen Lagers Abstand nehme.

Ein Problem war der zu enge Umgang mit ausländischen Kriegsgefangenen. 1917 wurde vom Polizeiamt festgestellt, dass im Hafen beschäftigte Kriegsgefangene unerlaubten Handel mit Zivilisten trieben. Es wurde daraufhin eine Verordnung vorbereitet, die es ausdrücklich untersagte, Kriegsgefangenen im Hafen Feuerzeuge, Messer, scharfe Werkzeuge oder Waffen zukommen zu lassen, Handel mit ihnen zu treiben oder sie mit alkoholischen Getränken zu versorgen. Bei Zuwiderhandlungen sollten Geldstrafen bis zu 150 M oder Haftstrafen bis zu 6 Wochen drohen. 1918 wurde eine Frau aus Kücknitz wegen unerlaubten Umgangs

mit einem französischen Kriegsgefangenen zu einem Monat Gefängnis verurteilt.

Ausländer

Ausländer aus gegnerischen Staaten, die größtenteils schon vor dem Krieg in Lübeck wohnten und zum Teil hier beschäftigt waren, wurden zu Zivilinternierten erklärt. Vor allem im Hochofenwerk kam es zu Problemen. Hier waren schon seit der Gründung in den Jahren 1906/1907 Arbeiter aus den russisch besetzten Gebieten Polens beschäftigt, die teils in eigenen Wohnungen, teils

zur Untermiete in der Arbeiterkolonie des Werkes wohnten. Jetzt sollten sie plötzlich in einem umzäunten Internierungslager in den ehemaligen Ledigenbaracken auf dem Werksgelände untergebracht werden, worauf sie androhten, sich in ein Stammlager für Zivilinternierte im Weserbergland verlegen zu lassen. Das Werk bat dringend um eine Aufhebung der Verordnung, da es auf diese langjährigen Arbeiter angewiesen war.

Verwundete und Lazarette

Das Rote Kreuz spielte in der Kriegsbetreuung in Lübeck eine ständig zunehmende Rolle. Vor allem in der Versorgung der immer zahlreicher in Lübeck ankommenden Verwundeten war es sehr stark engagiert. Bereits 1914 wurde ein eigener Lübecker Lazarettzug ausgestattet, der Verwundete direkt in den Frontlazaretten einsammelte.

Unter großer Propaganda wurde 1915 die Ankunft erster Austauschverwundeter aus Russland zelebriert. Deutschland und Russland hatten einen Tausch von verwundeten Kriegsgefangenen vereinbart. Auf dem Lübecker Bahnhof wurden sie von Bürgermeister Dr. Eschenburg empfangen und vom Roten Kreuz mit Kaffee und Kuchen versorgt, bevor man sie auf die Lazarette verteilte.

Das größte Lazarett der Stadt, gleichzeitig das größte Barackenlazarett Norddeutschlands, wurde auf dem Burgfeld eingerichtet. Hier gab es die unterschiedlichsten Abteilungen für alle Arten von Verwundungen. Eine abgegrenzte Abteilung war für die Unterbringung von



Barackenlazarett auf dem Burgfeld (1914)

(Fotoarchiv Hansestadt Lübeck)

verwundeten Kriegsgefangenen vorgesehen. Für die Betreuung von Verwundeten wurde ein umfangreiches Programm vorgeschlagen. Sie durften kostenlos ins Theater, der Verein der Stadtführer führte Wanderungen mit ihnen in die Lübecker Landgemeinden durch. Eine Genesendekompanie bereitete die Geheilten auf einen neuen Fronteinsatz vor.

Infanterieregiment Lübeck

Von großer Bedeutung war das Infanterieregiment 162 „Lübeck“ in der Stadt. Vor dem Krieg war es fast allgegenwärtig im Stadtbild. Das Regiment war bereits vor der Mobilmachung auf Sylt zum Küstenschutz eingesetzt, kehrte nach einigen Tagen in die Stadt zurück und wurde am 11. August zum zweiten Mal ausgesandt, zunächst in Richtung Dänemark, um gegen eine eventuelle Invasion der Engländer über dänisches Territorium zu kämpfen. Von da aus ging es dann aber sehr schnell an die Westfront. Die beiden Ausmärsche wurden mit vaterländischer Begeisterung gefeiert. In Flandern war das Regiment dann an der Zerstörung von Löwen mit seiner bedeutenden Universitätsbibliothek beteiligt. Als Grund für die vor allem in Belgien begangenen Gräueltaten der Deutschen an Zivilisten wurde die Angst vor Heckenschützen angeführt. Die historische Forschung stuft dieses Vorgehen der Deutschen heute als Kriegsverbrechen ein. Die sogenannten „Franktireure“ waren Mitglieder der regulären belgischen Armee, die laut militärischer Lagebeurteilung der Obersten Heeresleitung gar nicht existieren durfte.

Verspottung der „Feinde“

Auch sonst waren die Frontsoldaten nicht gerade zimperlich. Professor Karl Mühlenpfordt, vor dem Krieg Stadtbaumeister in Lübeck und jetzt als Offizier im Felde, beschrieb in launigen Worten in einem in den Lübeckischen Blättern veröffentlichten Feldpostbrief vom 1. September 1914, wie er mit seinen Soldaten in Nordfrankreich ein von seiner Besitzerin verlassenes Haus plünderte: „An solchen Tagen ist es wichtig, ein gutes Quartier zu haben, und das habe ich dank der Fürsorge meines Majors erwischt. Celles ist ein Dorf. Unser Haus ist aber durchaus städtisch eingerichtet, ist sogar in hygienischer Beziehung auf der Höhe – für Franzosen eine Seltenheit. Das Haus gehört einer Frau. Sie ist wie so viele andere vor uns ausgerissen und muß sich nun gefallen lassen, daß wir ohne ihre Hilfe in ihrer Küche, ihrem Keller Wäsche usw.



Denkmal für die Gefallenen des Infanterieregimentes 162 „Lübeck“ auf dem Ehrenfriedhof (Aus: Kriegsbilder des Infanterie-Regiments Lübeck 3. Hanseatisches Nr. 162. Hrsg. vom Offizier-Verein 162 Lübeck, Lübeck 1925)

nehmen, was wir brauchen. In meinem Zimmer finde ich Diplome, die Frau Adele Boura auf der Ausstellung in St. Die für ihre Lapins und für ihre Früchte bekommen hat. Da läßt sich gar nichts gegen sagen. Ihre Lapins haben wir gebraten, die waren gut, ihre eingekochten Pflaumen, Erdbeeren, Heidelbeeren haben uns gut geschmeckt, ihre Tomaten verzehre ich als einziger Kenner unbestritten, so roh, wie sie der Garten liefert. Wenn eine Hausfrau ihr Haus verläßt, muß sie sich auch manches gefallen lassen. Der eine kann kein sauberes Handtuch mehr auftreiben, schnell nimmt er einen Kopfkissenbezug. Es ist auch nicht gut, daß in einem Hause nur Weiber wohnen. Frau Boura verfügt auf diese Weise über gar keine Männerstrümpfe und Männerhemden und muß nun den Kummer erleben, daß ihre langen, – übrigens durchaus umfänglichen – Strümpfe die rauen Beine eines preussischen Unteroffiziers schmücken. Für ihre in Betracht der prämierten Lapins und der prämierten Gartenfrüchte doch recht koketten Hemden möchte ich auch nicht haftbar gemacht werden, denn daß der Soldat ohne jeden Respekt auch mal ein schickes Damenhemd anzieht, habe ich neulich selbst erlebt.“

Verluste

Das Regiment 162 blieb während des gesamten Feldzuges an der Westfront. Es verlor 83 Offiziere und 1.755 Unteroffiziere und Mannschaften. Am 26.11.1918 kam es nach Lübeck zurück. Bei der Begrüßungszeremonie am 30. November auf

dem Markt sprachen neben Bürgermeister Dr. Fehling und Vertretern des Offizierskorps auch je ein Abgesandter des Arbeiter- und des Soldatenrates.

Insgesamt fielen während des Krieges etwa 3.500 Lübecker. Schon 1914 begann eine Diskussion um ein angemessenes Gedenken. Gartenbauinspektor Harry Maaß legte im Dezember einen Plan zur Anlage eines Ehrenfriedhofes auf dem Sandberg vor, der allerdings zunächst mit der Begründung, die dortigen Grundwasserverhältnisse ließen keine Beerdigungen zu, von der Bürgerschaft abgelehnt wurde. 1915 wurde er dann doch eingeweiht. Im November dieses Jahres wurden die ersten beiden Gedenksteine errichtet, von der Schriftstellerin Ida Boy-Ed einer für ihren bereits 1914 gefallenen jüngsten Sohn Walter und einer für den Kriegsfreiwilligen Carl Schütt.

Die meisten gefallenen Lübecker wurden nicht in ihrer Heimatstadt, sondern in Frontnähe beerdigt. Um auch dort würdevoll an sie zu erinnern, errichtete Harry Maaß jeweils einen Ehrenfriedhof in St. Symphorien an der Westfront und in Bobern an der Ostfront.

Auch heute erinnern noch Gedenktafeln und Denkmale an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges, in Kirchen, auf dem Ehrenfriedhof und im öffentlichen Raum. Manche führen ein Schattendasein und dümmern unbekannt vor sich hin, wie z. B. die Gedenkstele für die gefallenen Straßenbahner am Eingang des ehemaligen Straßenbahn- und Busdepots in der Roeckstraße.

Kurioses zum Beltquerungs-Komplex (Fortsetzung von Seite 301)

Hagen Scheffler

Während die einen das gesamte Projekt als „ökonomisch wie ökologisch unsinnig“ bekämpfen, vor einer leichtfertigen gigantischen Steuergeldverschwendung warnen und auf kostengünstigere, Mensch und Natur schonende Alternativen hinweisen, versuchen andere, möglichst vorteilhafte Bedingungen für sich bei der Umsetzung des EU-Infrastrukturprojekts zu erzielen. Die FBQ ist ein Musterbeispiel dafür, ob bzw. wie sich Mega-Infrastrukturprojekte in heutiger Zeit in Regionen dichter Wohnbesiedlung, in landwirtschaftlich und touristisch sensiblen Hochburgen realisieren lassen. Welche Werte und Ziele haben Priorität? Gibt es überhaupt sinnmachende Kompromisse?

Kann die FBQ nicht gestoppt werden, braucht es Schutzmaßnahmen

Dass die FBQ tatsächlich noch gestoppt werden kann, ist angesichts der Haltung der EU-Kommission sowie der Einstellung der Regierungen von Deutschland und Dänemark eher unwahrscheinlich geworden – trotz der nach wie vor bestehenden massiven Kritik. Zu erwarten ist, dass von betroffenen Bürgern, Verbänden (Umwelt und Naturschutz), Unternehmen (z. B. Scandlines), vielleicht auch Kommunen der Klageweg beschritten wird.

Kommt aber die FBQ, dann muss dennoch für eine sinnvolle Sundquerung und

Foto: Bernd Ochsen



einen irgendwie verträglichen Verlauf der Bahn-Hinterlandanbindung gekämpft werden. Die DB steht in der Pflicht, eine solche Trasse für das notwendige Planfeststellungsverfahren und das Planfeststellungsgesetz vorzugeben. Wäre es für die DB und die dahinter stehende Bundesregierung nicht endlich an der Zeit, diese Trasse als Pilotprojekt für eine effiziente Lärmdämmung zu konzipieren und die Züge, soweit wie möglich, mit innovativer Technik (z. B. Flüsterbremsen) auszustatten, um wenigstens das Problem „Lärm“ einigermaßen in den Griff zu bekommen? Dazu müsste ganz Europa sich bewegen im Dienste aller Europäer. Gegen den zukünftigen Lärmterror von 120 Zügen Tag und Nacht z. B. in Wohnge-

bieten von Lübeck, Bad Schwartau und Ratekau müssen intelligentere, wohl auch kostenaufwendigere Verfahren als bisher erarbeitet werden. Lärmschutzwände können dabei nur ein Teil der Gesamtlösung sein. Nicht hilfreich dagegen ist, wenn Ministerpräsident Torsten Albig bei den „Fehmarnbelt Days“ am 1. Okt. 2014 in Kopenhagen erklärt, dass er das Projekt einfach „toll“ findet. Damit hat er nicht nur seinen andersdenkenden Umweltminister Robert Habeck öffentlich desavouiert, sondern auch viele seiner Landsleute in Ostholstein und Lübeck gegen sich aufgebracht, weil sie sich gegen die Herabstufung ihrer Heimat als Transitstrecke für internationale Verkehre mit allen negativen Folgen wehren.

Tänze und Klangkaskaden einer Epoche

Dankbar ist jedes Publikum, wenn bei klassischen Konzerten die Konzentration auf sehr anspruchsvolles Repertoire gelegentlich von weniger anstrengender Musik entspannt wird. Diese Beobachtung hatte offenbar auch Einfluss aufs Programm der drei Abende (2. bis 4. Oktober) vom 24. Internationalen Lübecker Kammermusikfest 2014, denn beide Ebenen waren nahezu paritätisch berücksichtigt.

Gleich zu Beginn forderten die künstlerische Direktorin Evelinde Trenkner und ihre Duo-Partnerin Sontraud Speidel die Besucher mit dynamischer Kraft heraus, als sie die Beethoven-Symphonie Nr. 7 im Arrangement für Klavier zu vier Hän-

den des Festival-Namenspatrons Xaver Scharwenka erstmals öffentlich aufführten. Übertroffen wurden das virtuose Niveau dieses Werkes noch von Beethovens Eigentranskription seiner Großen Fuge op. 134, da musste das Klavierduo aufpassen, sich in den eng verknüpften Kontrapunkten nicht zu verheddern, was nur gelang, weil eine Pianistin in bestimmtem Moment aufstand, um der anderen auf der Tastatur genügend Platz zu geben. Wahrlich eine Meistertat, dieses geniale Musik-Ungetüm zu formen.

Näher zum Kern der Epoche 1871 bis 1918, der historische Rahmen dieses Festivals, war die Sonate für Cello und Klavier op. 19, die Sergej Rachmaninov im Jahr 1901 komponiert hatte und nach erfolgreicher Behandlung seinem Psychothera-

peuten widmete. Trotz starker Schmerzen konnten Cellostar Natalia Gutman (sie saß mit dickem Rückenkissen) und ihre Schwiegertochter Sonja Kagan die subtile Melodik perfekt gestalten.

Zum Konzept des Lübecker Kammermusikfestes gehört, die junge Generation klassischer Interpreten zu fördern, dieses Mal zwei Solistinnen aus Russland und ein Ensemble aus den Niederlanden: Mit sublimen Timbres spürte Nadja Nevolovitch der romantischen Intensität der Violin-Sonate d-Moll von Xaver Scharwenka nach, und im Presto agitato kam durch rhythmisch markante Klavier-Akzente von Evelinde Trenkner heroisches Pathos hinzu. Durch kundige Moderation und weiche Emotionalität kennzeichnete Sofja Gülbadamova Intermezzo und Ca-

priccio op. 2, wenig bekannte Jugendwerke des ungarischen Komponisten Ernst von Dohnanyi, die hier enthusiastisch gefeiert wurden.

Gleichermaßen überraschend und überzeugend präsentierte das „Berlage Saxophone Quartet“ Repertoire, das auf Folklore basiert. Der Troll-„Puck“ und der „Hochzeitstanz in Trolldhaugen“ von Edvard Grieg, „Aragón“ (aus der Suite Espagnole) von Isaac Albeniz und andere Tänze brachten kommunikativen Schwung von der Bühne. Fortgesetzt am nächsten Abend vom Cuarteto SolTango, das mit kernigen und auch populären Tangos von Oswaldo Pugliese und Astor Piazzolla begeisterte. „Le Grand Tango“, einziger für Cello und Klavier von letztgenanntem Komponisten und Mstislav Rostropowitsch gewidmet, spielte Troels Svane in trocken-rauen Timbres, die Jacques Ammon pianistisch verfeinerte und solo mit drei dissonant gefärbten „Danzas Argentinas“ von Alberto Ginastera pikant ergänzte. Und im Grand Finale berauschte der Klaviervirtuose Alexander Markovich das Publikum mit aberwitzigen Klangkaskaden seiner Fantasien zu Opern wie u. a. „Carmen“.

Das Renommee des Internationalen Lübecker Kammermusikfests, die Neugier für Raritäten und Besonderes aus der so genannten Kaiserzeit (inklusive Vor- und Nachhall) in außergewöhnlichen Aufführungen zu reizen, bestätigte sich auch 2014 durch jeweils voll besetzten Kolosseum-Saal: ein veritabler Erfolg.

Hans-Dieter Grünefeld

Siehe auch im Internet:
www.scharwenka.de

Zweites Saisonkonzert: Finnische Landschaften

Eigentlich soll man Geburtstage nicht vorwegfeiern. Das Philharmonische Orchester Lübeck tat es im zweiten Sinfoniekonzert der Saison in der MuK dennoch. 2015 wird die Musikwelt an den 150. Geburtstag des finnischen Nationalkomponisten Jean Sibelius erinnert werden. Seine erste Sinfonie und das Konzert für Violine und Orchester bildeten den Hauptteil des Programms. Für Denis Goldfeld, den Solisten des Abends, war es quasi ein Heimspiel. Der Meisterstudent von Zakhar Bron aus den neunziger Jahren hat von hier aus seine internationale Karriere gestartet.

Für den Auftritt mit den Lübecker Philharmonikern hatte Denis Goldfeld sich ein schwieriges Werk ausgesucht,

in das der Geiger Sibelius offenbar seine Ansicht von den Ausdrucksmöglichkeiten des Instrumentes gelegt hatte. Denis Goldfeld meisterte die technischen Schwierigkeiten souverän. Der Wechsel zwischen romantisch ruhigen Melodien und dem raschem Parcours über raues Gelände gelang bestens. Am Pult stand Andreas Wolf, Lübecks erster Kapellmeister und Stellvertreter des Generalmusikdirektors. Er hielt das Orchester im Zusammenspiel zurück, um der Soloeigene den Vortritt zu lassen, dirigierte dann oft nur mit der rechten Hand, nahm die Linke hinzu, um Steigerungen zu markieren oder das Geschehen rhythmisch zusammenzuhalten: Große Zustimmung und eine Zugabe aus den Solosuiten Johann Sebastian Bachs.

Die e-Moll-Sinfonie von Sibelius wurde abwechslungsreich, als kämpferisches Spiel von Wind und Wetter ausgedeutet, auch als eine Art Schicksalsinfonie des Meisters. Groß war die dynamische Spannbreite, von zarten sehnsuchtsvollen oder verträumten Melodien bis zu gewaltigen Orchesterfluten ging es hin und her. Offenbar war an diesem Werk besonders intensiv gearbeitet worden. Auch das Blech war häufig gefordert, das Sibelius in diesem Frühwerk reichlich bedacht hat.

Als Eröffnungstück wurde dem Publikum eine zeitgenössische „Ouvverture“ geboten, die ebenfalls aus Finnland stammt. „Helix für Orchester“ nannte der eher als Dirigent bekannte Esa-Pekka Salonen, Jahrgang 1958, das neun Minuten lange Werk, das er im Auftrag der BBC für die Londoner Proms, die berühmten Promenadenkonzerte, geschrieben hat. Valery Gergiev, in Lübeck seit Jahren kein Unbekannter, hob das ihm gewidmete Stück im Sommer 2005 aus der Taufe. Nun also war es in Lübeck zu hören. Der Titel gibt Hinweise auf den Aufbau der Komposition. „Helix“ oder Wendel bezeichnet eine Spirale, die sich um einen Kegel aufwärts windet. Von leisen ersten Takten nimmt die Komposition immer mehr Fahrt auf, nicht in gradliniger Steigerung, sondern auch mit Haltepunkten. Eindringlich, immer stärker vorwärts drängend wurde sie vom Orchester umgesetzt. *di*

Klaus Rainer Golls Reise nach Ahrenshoop 1983

Am 26. Oktober las Klaus Rainer Goll im „Alten Zolln“ aus seinem „Tagebuch einer Reise nach Ahrenshoop auf dem

Fischland“ (1983) das Kapitel „An der Grenze“.

Seine Reise nach Ahrenshoop betrachtete er als einen Aufbruch in ein unbekanntes, fernes Land. Der Schriftsteller besuchte dabei auch seine literarische Weggefährtin Ruth Kraft, die ein Sommerhaus in Ahrenshoop besitzt. Trotz des Grundlagenvertrags von Willy Brandt sei die Grenze zwar durchlässiger geworden, die Einreise selbst aber schwierig geblieben, wie Goll anmerkte. Er gewährte bei der Ausschau nach dem verbotenen Land auch einen Einblick in sein seelisches Interieur durch eine interessante Rückblende in seine Kindheit und Jugend in Herrenwyk.

In seinem bisweilen kafkaesk anmutenden magischen Realismus schildert Goll, wie befremdend und bedrückend er die Atmosphäre in der damaligen DDR empfand. Er erinnerte auch an die Flucht vieler Menschen von Ost- nach Westberlin vor dem Fall der Mauer. Es habe viele Ängste in der Familie und der Nachbarschaft gegeben. „Wo Stacheldraht gezogen wird, hören die Gespräche auf“, hatte der Feuilletonist Jan Herchenröder einst subtil gesagt, u. a. wohl auch mit dem Blick auf den Bau der Mauer zwischen West- und Ostberlin.

Goll las auch einige seiner Grenzgedichte. Die bilderreiche Lyrik in seinen Gedichtbänden „Sonnenlandschaften“ und „Zeit vergeht“ ist philosophisch inspiriert und enthält subtile Reflexionen über die Zeit als psychologisches und ontologisches Phänomen. Farbenreiche Impressionen und eine tief- und hintergründige Symbolik zeichnen die Grenzgedichte mit einer phantasmagorischen Vogelmetaphorik aus. Goll eröffnet dabei wunderbare Sprachlandschaften mit einer maritimen Atmosphäre. Die bisweilen doppeldeutigen Gedichte sind auch zeit- und gesellschaftskritisch. Interessante Anspielungen an den schwedischen Maler Anders Zorn, Ingeborg Bachmann und Augustinus sowie Bezüge zu Georg Trakl und Paul Celan sind sichtbar. Leonide Baum, Gadebusch, zeigte außerdem zum Thema ihre aufschlussreichen und eindrucksvollen Grenzfotos.

Lutz Gallinat

25. Jahrestag der Maueröffnung – Matinee

So, 9. November, 11 Uhr, Königstraße 5, Großer Saal, Eintritt frei

Rückblicke aus östlicher und westlicher Richtung

Zum Lübecker Stadtdiskurs

Wie Sie wissen, mussten wir den Vortrag von Silke Steets verschieben. Er wird am 3.12. um 19.00 im Kolosseum stattfinden. Um unsere Freude darauf mit Ihnen zu teilen und zugleich die Zeit bis dahin nicht zu lang werden zu lassen, hat uns Silke Steets einen Grundlagentext zur Architektur aus ihrer Feder zur Verfügung gestellt. Ich wünsche Ihnen viel Freude damit! Und: Wir sehen uns hoffentlich am 19.11. bei Professor von Borries im Großen Saal der Gemeinnützigen.

Ihre Antje Peters-Hirt

Architektur

Dr. Silke Steets, Technische Universität Darmstadt

Beobachtet man, mit welcher Leidenschaft und mit welcher großer medialer Aufmerksamkeit in manchen Städten die Auseinandersetzung um den Neubau, die Umgestaltung oder die Rekonstruktion innerstädtischer Bauensembles geführt wird, dann drängt sich die Vermutung auf, dass dabei weit mehr auf dem Spiel steht als die Platzierung von Gebäuden an bestimmten, wenn auch prominenten Stellen der Stadt. Auch mehr als die oft in den Vordergrund gerückten Fragen der Ästhetik oder Vorzüge und Schwächen eines bestimmten Baustils. Wenn man in Frankfurt am Main das Technische Rathaus, einen Bau aus den siebziger Jahren, gegen das neue alte Bild des kaiserlichen Krönungsweges ausspielt, wenn man in Köln oder München die Notwendigkeit beziehungsweise Überflüssigkeit von Hochhäusern erörtert, in Stuttgart für den Erhalt des Hauptbahnhofes kämpft oder sich in Braunschweig und Berlin mit dem Wiederaufbau von Schlössern beschäftigt, dann werden zwei zentrale Aspekte urbanen Zusammenlebens verhandelt: *erstens* die Frage nach dem ‚richtigen‘ oder ‚guten‘ Leben und *zweitens* die Debatte um das je Eigene, das Einzigartige einer Stadt. Letztere kulminiert in der Frage: Passt *diese* Brücke, *dieses* Schloss, *dieses* Hochhaus tatsächlich in *diese* Stadt?

„Gebäude *reden*“, so schreibt der in London lebende Philosoph Alain de Botton (2008) in seinem Buch *Glück und Architektur*, sie reden „von Demokratie und Aristokratie, von Offenheit und Arroganz, von Bedrohung und freundlichem Willkommen, von Sympathie für die Zukunft oder Sehnsucht nach dem Vergangenen“ (ebd.: 71f.). Botton schließt daraus, dass wir in unseren ästhetischen Vorlieben, für die ein „Bauwerk mit Dach, Türgrif-

fen, Fensterrahmen, Treppenformen und Möbeln wirbt“ (ebd.: 72f.), auf einen materiellen Ausdruck unserer Vorstellung vom guten Leben stoßen. Im Gegensatz dazu, so führt er weiter aus, „finden wir ein Gebäude nicht deshalb hässlich, weil es unsere ureigene, unerklärliche visuelle Vorliebe verletzt, sondern weil es unserem Verständnis von der richtigen Art zu leben widerspricht“ (ebd.: 73). Nicht zuletzt darin sieht er einen wichtigen Grund, „warum Debatten über Architektur mit solcher Intensität und Bösartigkeit geführt werden“ (ebd.).

Architektur, sozialer Sinn und die Eigenlogik der Städte

Aus soziologischer Perspektive lässt sich die gebaute Umwelt als Ausdruck und Verkörperung sozialen Sinns begreifen (vgl. ausführlich Steets 2010). Ihre gesellschaftliche Bedeutung ergibt sich durch das Zusammenspiel von drei miteinander verbundenen Aspekten:

1. Gebäude sind stets *symbolisch*, das heißt, sie sind Sinnbilder für Lebensweisen, Machtansprüche, Geschlechterverhältnisse oder für ein nach außen kommuniziertes Selbstverständnis.
2. Gebäude sind zugleich *physisch-materiell*, das heißt sie werden stets körperlich erfahren.
3. Gebäude sind immer *an Orte* und damit an lokale Kontexte gebunden.

Was *Symbolhaftigkeit* und *Materialität* von Architektur für das soziale Zusammenleben bedeuten, lässt sich am besten im Vergleich beziehungsweise im Kontrast zur Sprache verdeutlichen: Die Sprache gilt als wichtigstes Zeichensystem der menschlichen Gesellschaft (vgl. Berger/Luckmann 2004: 39). In und über Sprache ordnen wir unsere Erfahrungen mit der Welt und machen sie anderen Menschen zugänglich. Sprache ist in der Lage, die Wirklichkeit einer Welt zu konservieren, denn „Sprache ist der Speicher angehäufter Erfahrungen und Bedeutungen, die sie zur rechten Zeit aufbewahrt, um sie kommenden Generationen zu übermitteln“ (ebd.). Letzteres kann Architektur auch. Das Speichern von Erfahrungen und Bedeutungen und ihre Fähigkeit, diese zwischen verschiedenen Zeiten und Generationen zu vermitteln, ist eine ihrer wichtigsten Funktionen (vgl. Halbwachs 1967; Fischer 2009: 402ff.). Gebäude führen uns vor Augen, wie Menschen in anderen Zeiten und – sobald wir reisen – in anderen

Ländern gelebt und gewohnt, gefeiert und repräsentiert oder regiert und bestraft haben. In diesem Sinne sind Gebäude also Zeichen, die wir im Rahmen des architektonischen Zeichensystems deuten können. Anders als Sprache aber ist Architektur in der Regel weniger festgelegt in der Vermittlung von Bedeutung und lässt deshalb mehr Spielraum für Interpretationen.

Die zweite, *physisch-materielle* Eigenschaft von Architektur impliziert, dass Gebäude stets mit allen Sinnen des Körpers erfahren werden. Das ist der wichtigste Unterschied zwischen dem Zeichensystem der Sprache und dem der Architektur. Gebäude lenken unsere Blicke und Bewegungsweisen, sie lösen Wohlbehagen oder Fluchtpulse aus, auch wenn wir die Gründe dafür in vielen Fällen gar nicht in Worte fassen können oder die Versprachlichung in der Alltagspraxis der Bewegung in der Stadt überflüssig scheint. Das heißt, die Erfahrung von Architektur ist zu einem wesentlichen Teil an unser „praktisches Bewusstsein“ (Giddens 1988: 91ff.), an unser unreflektiertes Bewegungs- und Körperwissen im Alltag geknüpft. Mit anderen Worten: Im Alltag wird Architektur meist beiläufig und implizit bedeutsam über die Art und Weise, wie wir Gebäude, Straßen und Plätze gebrauchen.

Die Eigenlogik der Städte kommt beim dritten Punkt – der *Ortsgebundenheit* von Architektur – ins Spiel, denn die Bedeutung architektonischer Artefakte lässt sich letztlich nur vor dem Hintergrund des lokalen Kontextes (in dem sie zwangsläufig und unverrückbar stehen) entschlüsseln. Das ist der relevante Aspekt bei der Frage, ob *dieses* Gebäude tatsächlich in *diese* Stadt passt. Ein einfaches Beispiel möge dies verdeutlichen: der Eiffelturm, dessen Original in Paris steht und von dem es mehr als ein Dutzend Kopien rund um den Globus gibt. Eine davon befindet sich in Las Vegas. Doch Turm ist nicht gleich Turm, selbst wenn die Simulation in Las Vegas identische Materialien, identische Größe und identische freiräumliche Nahbezüge aufwiese (was sie nicht tut) wie in Paris. Und zwar deshalb nicht, weil Las Vegas Las Vegas ist und Paris Paris. In Paris steht der Turm für die Verbindung von Technik und Eleganz und den Stolz einer ganzen Nation, in Las Vegas ist er Teil einer Themenlandschaft, die ikonische Gebäude aus aller Welt verdichtet. Städte sind Sinnkontexte, die Gebäuden eine lokal gerahmte Bedeutung verpassen. Bezogen auf unser Beispiel, heißt dies nichts anderes, als dass man in Las

Vegas mit selbstverständlicher Gewissheit anders lebt, fühlt, denkt, geht, schaut und baut als in Paris.

Raumsoziologische Architekturforschung

Die britische Humangeografin Doreen Massey hat vorgeschlagen, Städte sowohl einzeln als auch in den Relationen zwischen ihnen als räumliche Phänomene zu begreifen (Massey 1999: 159), also darüber zu definieren, dass sie spezifische Räume hervorbringen. Städte, so Massey, seien Orte gesteigerter Intensitäten, deren ursächliche Faktoren in der *Größe* einer Ansiedlung, der *Heterogenität* der dort aufeinander treffenden Menschen und Lebensweisen, der *Dichte* der gebauten Umwelt und Infrastruktur und in einer *Beschleunigung* der Zeit zu finden seien (ebd.). Diese stadtspezifische Räumlichkeit produziere ihrerseits Effekte wie soziale Distanzierung aufgrund physischer Nähe oder das Entstehen von Neuem als Folge des Zusammentreffens heterogener Strömungen. Ähnlich argumentiert der Soziologe Gerd Held (2005) in seiner Untersuchung zur räumlichen Differenzierung der Moderne. Held unterscheidet das räumliche Anordnungsprinzip der Großstadt von dem des Nationalstaates, indem er beide Prinzipien auf spezifische Modi der Vergesellschaftung zurückführt. Während der Nationalstaat als Territorialform auf dem Prinzip des Ausschlusses basiert – er braucht die Grenze als konstituierendes Element und produziert Homogenität im Inneren –, funktioniert die räumliche Form der Stadt nach dem Prinzip des Einschlusses im Sinne einer Intensitätssteigerung. Die Stadt, so Held, verneint die Eindeutigkeit der Grenze und erhöht auf diese Weise Dichte und Heterogenität. Ihre „Raumstruktur wird sozusagen als Häufung von Kontaktflächen gebildet“ (ebd.: 230).

An diesen Gedanken knüpft der Soziologe Helmuth Berking (2008) an. Seine These lautet, dass als Folge spezifischer Verdichtungsprozesse in jeder Stadt unterschiedliche Konstellationen zusammenhängender Wissensbestände und Ausdrucksformen entstehen. Jede Stadt, so Berking, verdichtet sich auf diese Weise zu einem spezifischen Sinnzusammenhang, der durch eine „Wahlverwandtschaft“ zwischen räumlicher Organisation, materieller Umwelt und kulturellen Dispositionen“ (ebd.: 23) geprägt ist. Architektur – verstanden als ortsgebundenes, zugleich kognitiv wie körperlich

erfahrbares Sinnsystem – hat an diesen urbanen Verdichtungsprozessen einen kaum zu überschätzenden Anteil, was man sich ganz einfach vor Augen führen kann: Jede Bevölkerungsgeneration oder zugewanderte Gruppe fügt der Stadt neue Symbole, gebaute Strukturen und Umgangsweisen mit diesen hinzu. So kommt es, dass sich eine Stadt aus Straßen, Plätzen und Gebäuden verschiedener Epochen und Kulturen zusammensetzt. Mittelalterliche und barocke Ensembles stehen neben rational organisierten Blockrandbebauungen des Industriezeitalters, postmodernen Bauwerken, Kirchen, Synagogen und Moscheen. In diesem kumulativen Prozess lagern sich Bedeutungsschichten übereinander, oder – wie es Rolf Lindner formuliert hat – es häufen sich Texte an, die mit der Zeit eine Textur, ein Gewebe bilden, „in dem die Stadt im wahrsten Sinne des Wortes verstrickt ist“ (Lindner 2008: 84). Diese gebaute und verdichtete Textur hat in ihrer Eigenschaft als materiale Grundlage einer Stadt die Funktion einer Selbstvergewisserung im doppelten Sinne: In ihrer Architektur gibt sich jede Stadt eine Gestalt, die umgekehrt Sinn stiftet und Halt verleiht. Denn die Orte, Gebäude, Plätze, Häuser und Straßen, die im kollektiven Leben einer sozialen Gruppe relevant sind, vermitteln, so hat es der Anthropologe Maurice Halbwachs formuliert, ein Gefühl der Regelmäßigkeit und Stabilität inmitten einer sich permanent im Fluss befindlichen Gesellschaft (Halbwachs 1967: 127).

Für die Architektur gilt freilich, was auch für viele andere Bereiche der Eigenlogik-Stadtforschung gilt: Hat man – wie es dieser Ansatz forciert – die *ganze* Stadt im Blick, geraten sozialräumliche Differenzierungen *innerhalb* einer Stadt schnell aus den Augen. So hat etwa der Stadtsoziologe Jens Dangschat (2009) darauf hingewiesen, dass insbesondere die ästhetisierende Architektur der Postmoderne mit ihrer Inszenierung von Marken, Macht und Lebensstilen sozial exkludierend wirkt. So interpretiert er die „24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr“ (ebd.: 31) sichtbaren Luxus-Einkaufspassagen, Brandstores und Bürozentren, die jede Großstadt heute hat, als Verkörperung symbolischer Gewalt, als gebautes Statement, das „den Anderen aus der Unterschicht zum Gehen auffordert“ (Dangschat 2009: 32).

Architektur und Doxa

Der Mehrwert, den eine auf Eigenlogik fokussierende Stadtforschung im Be-

reich der Architektur erzeugt, liegt in der Erforschung der Rolle gebauter Umwelt für ortsspezifische Prozesse der Sinnformung. Vereinfacht könnte man sagen, dass diese Perspektive eine Antwort auf die Frage nach der Rolle der Architektur für das Selbstverständnis einer Stadt formuliert. Dabei geht sie – und hierin liegt ihr wesentlicher Vorteil – über die Deutung der Symbolik einzelner Gebäude weit hinaus. Martina Löw argumentiert, dass sich Prozesse der Sinnformung insbesondere in sozialen Praktiken niederschlagen (Löw 2008). Dazu gehört auch der je unterschiedliche Umgang mit der gebauten Materialität einer Stadt. Um es an einigen Beispielen zu verdeutlichen: Während das Ensemble aus Operngebäude und Vorplatz in der einen Stadt als Ikone und Hort der Hochkultur gepflegt und inszeniert wird, ist es in einer anderen Stadt vielleicht der prominenteste Ort der lokalen Skateboard-Szene. Während man das Kunstmuseum in der einen Stadt im touristischen Zentrum platziert, wählt man in einer anderen vielleicht einen Standort im Umfeld der lokalen Off-Kulturszene. Während der soziale Wohnungsbau in der einen Stadt höchste Priorität genießt, verkauft die andere den kompletten Bestand der städtischen Wohnungsbaugesellschaft an einen globalen Investor. Für all diese Beispiele findet man im Einzelfall auch ökonomische, planungstechnische oder ordnungspolitische Gründe. Und dennoch verraten die Arten des Bauens und Abreißens und die Weisen des Umgangs mit Gebäuden etwas über die „natürliche Einstellung“ zur Welt, die eine Stadt evoziert (vgl. Berking 2008: 24). Helmuth Berking hat dafür in Anlehnung an Pierre Bourdieu den Begriff der „Doxa“ geprägt (ebd.). Gemeint ist damit ein natürliches In-der-Welt-Sein, ein „lokale[r], intern durch die Unterscheidung von ‚wie die Dinge sind‘ und ‚wie man etwas macht‘ strukturierte[r] Hintergrund“ des Handelns (ebd.). Doxische Weltbezüge implizieren Berking zufolge immer doxische Ortsbezüge als Instanz des In-der-Welt-Vertraut-Seins: Unsere Lebenswelt ist ebenso wie Architektur immer an Orte gebunden.

Fazit

Die gebaute Umwelt hat einen wesentlichen und kaum zu überschätzenden Anteil an jenen Prozessen der Sinnformung, auf denen die Unterschiedlichkeit der Städte aus der Perspektive der Eigenlogik-Forschung basiert. Architektur ist dreifach sinnhaft auf die Welt des Sozialen und damit auch auf Städte bezogen: Gebäude

sind zugleich *symbolisch, materiell* und *ortsgebunden*. Um sie zu verstehen, müssen wir alle drei Komponenten berücksichtigen. Die Eigenlogik der Städte-Forschung nimmt ihren Ausgang im Aspekt der Ortsgebundenheit von Architektur und betrachtet insbesondere die lokalen Rahmungen, die ein Gebäude zum Teil einer Stadt und der Lebenswelt ihrer Bewohner macht. Als sinnhafte soziale Instanz sind Gebäude Verkörperungen vergangenen Sinns, der in gegenwärtigen Deutungen ebenso wie in den Arten des Umgangs aktualisiert, verschoben oder verändert wird.

Stadtplanung, Denkmalpflege und Architekturpraxis sollten deshalb stets lokalsensibel und ortsbezogen agieren. Gebäude ziehen immer Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem, sie ordnen die Bereiche von Arbeit, Freizeit und Konsum, rücken Dinge ins Zentrum und oder stellen sie an den Rand. Ausgangspunkt für Planungen sollte deshalb die möglichst umfassende Analyse der sozialräumlichen Zusammenhänge einer Stadt sein. Zu fragen ist: Welches Problem soll ein Abriss, ein Neubau oder eine Restaurierung lösen? Welchen Einfluss haben bauliche Eingriffe auf die räumliche Ordnung und die kumulative Textur einer Stadt? Sind diese Effekte gewünscht? Unbedingt empfehlenswert ist die Integration raum- und wissenssozio-

logisch geschulter Sozialwissenschaftler/-innen in die Planungsteams.

Begreift man Architektur in dem hier vorgeschlagenen, möglichst umfassenden Sinne, dann wird deutlich, dass die Rekonstruktion von Fassaden in der Regel nicht die adäquate Form des Weiterbaus an einer Stadt darstellt. Architekturprojekte im Geiste der Eigenlogik der Städte-Forschung versuchen das *Prinzip* der räumlichen und symbolischen Struktur einer Stadt zu verstehen und dieses Prinzip auf die Idee eines Neubaus oder einer Rekonstruktion zu übertragen, um zu Lösungen konkreter Probleme zu kommen.

Literatur

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2004), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a. M.
- Berking, Helmuth (2008), „Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen“ – Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte“, in: ders./Löw, Martina (Hg.), *Die Eigenlogik der Städte: Neue Wege für die Stadtforschung*, Frankfurt a. M./New York, S. 15 – 31.
- Dangschat, Jens S. (2009), „Architektur und soziale Selektivität“, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), *Architektur der Gesellschaft*. Aus Politik und Zeitgeschichte, 25. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament vom 15. Juni 2009, S. 27 – 33.
- De Botton, Alain (2008), *Glück und Architektur – Von der Kunst, daheim zu Hause zu sein*, Frankfurt a. M.

Fischer, Joachim (2009), „Zur Doppelpotenz der Architektursoziologie: Was bringt die Soziologie der Architektur? – Was bringt die Architektur der Soziologie?“, in: Fischer, Joachim/Delitz, Heike (Hg.), *Die Architektur der Gesellschaft*, Bielefeld, S. 385 – 414.

Giddens, Anthony (1988), *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie*, Frankfurt a. M./New York.

Halbwachs, Maurice (1967), *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart.

Held, Gerd (2005), *Territorium und Großstadt. Die räumliche Differenzierung der Moderne*, Wiesbaden.

Lindner, Rolf (2008), „Textur, *imaginaire*, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturalanalytischen Stadtforschung“, in: Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hg.), *Die Eigenlogik der Städte: Neue Wege für die Stadtforschung*, Frankfurt a. M./New York, S. 83–94.

Löw, Martina (2008), *Soziologie der Städte*, Frankfurt a. M.

Massey, Doreen (1999), „On Space and the City“, in: Massey, Doreen/Allen, John/Pile, Steve (Hg.), *City Worlds*, London/New York, S. 157–170.

Steets, Silke (2010), „Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt: Eine architektursoziologische Skizze“, in: Frank, Sybille/Schwenk, Jochen (Hg.), *Turn Over: Cultural Turns in der Soziologie*, Frankfurt a. M., S. 171–188.

Frau Dr. Silke Steets ist Privatdozentin an der Technischen Universität Darmstadt. Ihr vorgesehener Vortrag im Rahmen des Lübecker Stadtdiskurses am 15. Oktober musste leider wegen eines Bahnstreiks ausfallen. Kurzfristig hat Frau Steets den Lübeckischen Blättern diesen Beitrag zum Abdruck zur Verfügung gestellt. Dafür möchten wir uns herzlich bedanken.

Textnachweis: Martina Löw/Georgios Terizakis (Hrsg.), *Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für Stadtplanung und Stadtentwicklung*, Campus-Verlag, Frankfurt/M. 2011, S. 133–140.

Von Kapitänen, Affen und Ausstellungen...

Doris Mührenberg berichtete in Heft 7 im April 2014 über die „Menschen- und Gorilla-Affen-Sammlung“, welche der Naturaliensammlung der Lübecker Gemeinnützigen von einem in Afrika lebenden Lübecker vermacht worden war. Dem Kaufmann Heinrich Brehmer wurde im Jahre 1863 die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft „in dankbarer Anerkennung [...]“ verliehen. Doris Mührenberg stellte in ihrem Bericht die Frage, ob er der im tropischen Afrika lebende Lübecker gewesen sei.

Tatsächlich weisen mehrere Werke von Heinrich Lenz aus den Jahren 1876, 1889, 1895 und 1897 sowie die Jahresberichte des Naturhistorischen Museums für die Jahre 1893, 1894 und 1895 von August Sartori in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft und des Naturhistorischen Museums darauf hin, dass Heinrich Brehmer der fragliche Sammler war. Bereits 1861 sandte er ein erstes Gorilla-Skelett aus Kamerun. Leider war es sehr unvollständig und wurde nicht ausgestellt. Aber schon im Folgejahr schickte er ein ausgewachsenes Gorilla-Weibchen (Skelett und Balg) mit einem Jungtier. Beide wurden präpariert und waren ab 1863 der größte Anziehungspunkt der Ausstellung. Bis zu seinem Tod 1866 schickte Hein-

Präpariertes Gorilla-Weibchen mit Jungtier im damaligen Naturhistorischen Museum zu Lübeck (heute Museum für Natur und Umwelt)



rich Brehmer noch zahlreiche Skelette und Bälge von Gorillas und Schimpansen, wodurch sich die Ausstellung schnell zur bedeutendsten Sammlung von Menschenaffen in Deutschland entwickelte.

In der ersten Hälfte der 1890er Jahre tat sich eine weitere wertvolle Quelle für Sammlungsstücke auf. Der Lübecker Kapitän Hugo Storm war in den indomalayischen Gebieten unterwegs und schickte regelmäßig zahlreiche Orang-Utan Bälge und Skelette von Borneo. Von seiner letzten Fahrt im Jahre 1895 brachte Hugo Storm sogar einen lebenden Orang-Utan mit, den er bei sich zuhause hielt.

Jenna Kulp, Biologin (M. Sc.), Lübeck

Literatur

- Lenz, H. (1897): Die Anthropoiden des Museums zu Lübeck. In: Hach, T., Freund, K., Karutz, R., Lenz, H., Prochownick, L. (1897): Festschrift zur XXVIII. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. S. 3-20. Verlag fehlt, Lübeck
- Lenz, H. (1895): Das Naturhistorische Museum in Lübeck. In: Wehrmann, C., Riedel, Friedrich, P., Schaper, Lenz, H. (1895): Festschrift den Teilnehmern der 67. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte. H.G. Rathgens, Lübeck, S. 327ff.
- Lenz, H. (1889): Geschichte des Naturhistorischen Museums zu Lübeck. H.G. Rathgens, Lübeck.
- Lenz, H. (1876): Die anthropomorphen Affen des Lübecker Museums. Material zur Förderung der Kenntnis dieser Affenfamilie. Rudolf Seelig Verlag, Lübeck
- Sartori, A. (1893): Jahresbericht des Naturhistorischen Museums für das Jahr 1893. In: Sartori, A. (1895): Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft und des Naturhistorischen Museums in Lübeck. Zweite Reihe Heft 7 und 8, Lübeck & Hartmann, Lübeck
- Sartori, A. (1894): Jahresbericht des Naturhistorischen Museums für das Jahr 1894. In: Sartori, A. (1896): Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft und des Naturhistorischen Museums in Lübeck. Zweite Reihe Heft 10 und 11, Lübeck & Hartmann, Lübeck
- Sartori, A. (1895): Jahresbericht des Naturhistorischen Museums für das Jahr 1895. In: Sartori, A. (1896): Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft und des Naturhistorischen Museums in Lübeck. Zweite Reihe Heft 10 und 11, Lübeck & Hartmann, Lübeck

Leserzuschrift: betr. Heft 17, 25.10., Seite 300, „Rückblick auf die Thomas-Mann-Tagung“

Unser, d. h. unserem Lübeck wohlgesonnener FAZ-Redakteur Dieter Bartetzko möchte die Hausfassaden von Mengstraße 4 und 6 so belassen wie sie sind. In Manfred Eickhölters Bericht dazu die schöne Stelle: Er (Bartetzko) „begründete sein Votum letztlich literaturdidaktisch mit dem Bild Thomas Manns als Repräsentanten bürgerlichen Schreibens und Denkens. Und Bürgerlichkeit finde ihren baulichen Ausdruck in den bei-



den Fassaden des 14. und 18. Jahrhunderts und nicht in einem postmodernen Gegenentwurf“. Soll man lachen? Dass Narration (= die hinzu- bzw. aufgesetzte Erzählung) als substanzieller angesehen wird als das vor Augen stehende Objekt, mag als Zeitgeist-Phänomen hingehen. Aber das Eine gegen das Andere austauschen, „das geht gar nicht“. Architektur spricht anders als Literatur. Die aufs Beschämendste durch sogenannten Wiederaufbau verunstaltete Fassade von Fischstraße 19 (heute Mengstraße 6) vermittelt alles andere als einen „baulichen Ausdruck von Bürgerlichkeit“ – weder die herrisch-hochfahrende Erst-Version von 1300 noch die Trümmer-Verwertung von 1955. Die Hausfront Mengstraße 6 ist in mehrfacher Hinsicht Fälschwerk, und ich würde gern wissen wollen, weshalb ein modernes Literaturmuseum heute mit so einem Aushängeschild leben soll und nicht selbst als Bild in Erscheinung treten darf. Unverständlich ist mir auch Bartetzkos Hinweis auf eine „inzwischen angesetzte Patina“, mithin einen mittlerweile erworbenen „Alterswert“. Die aktuelle Denkmalpflege hat mit „Alterswert“, einem Topos der Diskussion um 1900, kaum noch was am Hut. Nämlich man den „Alterswert“ dieser Fassade als zu schützendes Gut ernst, bräuchte man über die eigentlichen Qualitäten von Architektur nicht mehr zu reden. Falls man dennoch „beim Alten“ bleiben möchte: Was wäre damit gewonnen? Ein weiterer „Zeuge“ auf dem „literarischen Spaziergang“ durchs alte Lübeck auf den Spuren der Brüder Mann? Die Literatur liebt Lügen, aber auf diese würde ich gern verzichten.

Manfred Finke

Betr. Heft 5, 27. 9., S. 252, „Tradition, modern interpretiert“

Es ist zu begrüßen, dass die „Lübeckischen Blätter“ sich im Rahmen eines Gesprächs mit der „Festschrift 225 Jahre Gemeinnützige“ befassten. Ich folge den sehr kritischen Ansichten des Herrn Prof. Sasse, der der Festschrift eine sehr geringe Außenwirkung beimisst. Neue Mitglieder wird man mit diesem Mammutwerk wenig begeistern können. Selbstredend ist die fortlaufende Dokumentation der lobenswerten Arbeit unserer „Gemeinnützigen“ und der vielen Helfer/-innen wichtig und richtig. Ich habe mich aber gefragt, ob es notwendig gewesen ist, alle 2.000 Mitglieder mit diesem Werk zwangszubeglücken. Ich wollte dieses Buch ganz bewusst nicht mitnehmen, als es mir zur Ansicht gegeben wurde, und bekam es dennoch später zugesandt. Meines Erachtens hätte es ausgereicht, einige Exemplare zu drucken und auf Nachfrage an Interessierte zu versenden. Als Datei hätte man das Buch auf der Internetseite hinterlegen können. Das Geld für das Werk – auch wenn es ein Geschenk der Stiftung und der Sparkasse war – hätte ich lieber bei einem konkreten kulturellen oder sozialen Projekt gesehen. Aus aktuellem Anlass hätte die „Lübecker Tafel“ dieses Geld sicher besser brauchen können. Damit hätte die Gemeinnützige an die von ihr ehemals betriebene „Volksküche“ (1881-1923) und an die Tradition der gegenseitige Hilfe erinnern können. Auch für die angedachte Flüchtlingsarbeit wäre dieser Geldbetrag ein schöner Auftakt gewesen.

Gerrit Koch

Redaktionsschluss

für das am 22. November erscheinende Heft 19 der Lübeckischen Blätter ist am Donnerstag, 13. November 2014.

Die toten Dichter leben noch!

Im Gymnasium Johanneum findet derzeit eine Ausstellung über ein neues deutsch-ukrainisches Gemeinschaftsprojekt statt. Unter dem Titel „Die toten Dichter leben noch“ planen Architektur-, Literatur- und Design-Studenten aus Czernowitz (Ukraine) die Umgestaltung ihrer Heimatstadt. Die Ausstellungseröffnung am 31. Oktober war zugleich die Abschlussveranstaltung eines zweiwöchigen Workshops, bei dem Architekturstudenten der Fachhochschule Wismar gemeinsam mit den ukrainischen Studenten die Ideen dazu ausarbeiteten.

Initiiert wurde der zweiwöchige Workshop von Frau Albota vom Architektur-Forum Lübeck, das seit mehreren Jahren mit der Jurij-Fedkowytsh-Universität Czernowitz kooperiert. Die ukrainischen Literaturwissenschaftler haben bereits im Vorfeld die Texte bekannter Czernowitzer Dichter ausgewählt, darunter Namen wie Paul Celan, Rose Ausländer oder Selma Meerbaum-Eisinger. Parallel haben die dortigen Architekturstudenten Plätze und Häuserwände in Czernowitz gesucht, die es nun mit Poesie zu schmücken gilt. Bei der Konkretisierung halfen die Wismarer Fachhochschüler – und in nur zwei Wochen entstand eine Reihe von Projekten, bei denen Texte auf Ukrainisch, deutsch, rumänisch und jiddisch in das Czernowitzer Stadtbild eingebracht werden sollen.

So hat sich beispielsweise Anya Stypolina, Designstudentin aus der Ukraine, Paul Celans „Corona“ ausgesucht. Neben einer Statue von Celan soll ein Text in

Spiegelschrift an einer Hauswand stehen, daneben ein Spiegel. Erst, wenn man in den Spiegel sieht, begreift man, dass die Worte von Celan selbst kommen. „I want to catch interest“, sagt sie, „ich will, dass Leute stehen bleiben und sich dafür interessieren“. Erst, wenn man den Text durch Celans Augen betrachtet, könne man ihn verstehen. Auch Oleg Barasij, ein Literaturstudent, möchte Leute begeistern. „I love this city, and its history. But people don't know about it. They must know!“ Oxana Matychuk, die Leiterin des Zentrums „Gedankendach“ und Organisatorin von ukrainischer Seite aus, hofft, dass die Projekte zügig umgesetzt werden können. „Selbst, wenn die Leute nur einzelne Namen lesen, haben sie ihn danach schon mal gehört – und etwas ist hängen geblieben. Vielleicht schlagen sie zuhause sogar ein Buch auf und entdecken das prachtvolle kulturelle Erbe der Stadt wieder. Nicht zuletzt bleiben natürlich auch deutsche Touristen stehen, wenn sie an einer ukrainischen Hauswand Poesie in deutscher Sprache vorfinden.“

All das soll dazu dienen, das Potpourri der Kulturen, die Czernowitz im Laufe

der Jahrhunderte geprägt haben, wieder zum Vorschein zu bringen. Die Hauptstadt der Bukowina ist eine einstige kulturelle Hochburg, in der es – wie der deutsche Publizist Georg Heinzen schrieb – „mehr Buchhandlungen als Bäckereien“ gab. Der Klang der Worte, die bei der Ausstellungseröffnung in verschiedenen Sprachen vorgetragen wurden, und der Anblick der Fotomontagen mit den Schriftzeichen auf schönen alten Hauswänden lassen dies erahnen – und wer sich selbst einen Eindruck verschaffen möchte, kann die Ausstellung noch bis zum 14. November im Johanneum besuchen.

Karl Klotz



Fotos: Anja Döhrring

Schauspielschule der Gemeinnützigen

Schauspielschule
der Gemeinnützigen Lübeck

Götter Speise

10 Szenen über 10 Gebote
mit 10 Schauspielerinnen

Sonntag, 23. November 2014
17:00 Uhr

Ev.-ref. Kirche, Königstraße 18, Lübeck
Eintritt frei - Spenden erbeten

Der Trost der Dinge

Ein Abend über das Sammeln

Di, 18. November, 18:00 bis 20:45 Uhr,
Großer Saal, Eintritt frei

Von und mit Dr. Alexander Bastek + Marlies Behm + Angela Buske + Ulf Dressler + Frank-Thomas Gaulin + Prof. Dr. Fritz Hohagen + Prof. Dr. Renate Kastorff-Viehmänn + Antje Peters-Hirt + Dagmar Pohl-Laukamp + Heiko Schmahl + Arndt Schnoor + Frank Siebert + Dr. Brigitte Templin + Knut Winkmann

Dass das Sammeln viele Facetten hat, ist jedem vertraut. Wir werden an diesem Abend einige Annäherungen versuchen.

Was wird gesammelt? Noten werden z. B. seit Jahrhunderten in der Stadtbibliothek gesammelt. Arndt Schnoor berichtet und bringt Beispiele zum Klingen.

Wer sammelt was, wie und warum? Frank-Thomas Gaulin, Frank Siebert und Brigitte Templin im Gespräch mit Antje Peters-Hirt.

Ein Sammler berichtet! Frank Siebert macht seine Glassammlung durchsichtig...

In der Pause sind **Sammelbänke** mit mitgebrachten Sammlungsstücken zu bestaunen. Zur Nachfrage stehen die Mitveranstaltenden bereit.

Und was gibt es noch? Nach der Pause ist der Sozialpsychiatrische Dienst und die Verhaltenspsychologie gefragt: Die Schattenseiten werden beleuchtet.

Wie sammelt das Behn-Haus? Alexander Bastek widmet sich den musealen Aufgaben seiner Sammlung.

Der **Instrumentensammler** Ulf Dressler begleitet den Abend musikalisch.

In der Pause erfrischt Sie die Zimberei mit Getränken und Kleinigkeiten.



Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Direktor: Titus Jochen Heldt
Königstraße 5, 23552 Lübeck, Tel.: 7 54 54, Telefax 79 63 54,
Büro montags bis freitags ab 9 Uhr geöffnet
Bankkonto: Sparkasse zu Lübeck Nr. 1-000017 (BLZ 230 501 01)

Stellvertretende Direktorin: Antje Peters-Hirt

E-Mail: info@die-gemeinnuetzige.de

Internetadresse: www.die-gemeinnuetzige.de

Impressum: LÜBECKISCHE BLÄTTER

www.luebeckische-blaetter.info

Herausgeberin: Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, Königstraße 5, 23552 Lübeck, Telefon: 75454, Telefax: 796354. Verantwortlich: Doris Mührenberg.

Verantwortlicher Redakteur (V.i.S.d.P): Dr. Manfred Eickhölder, Telefon: (0451) 58083 24, E-Mail: info@luebeckische-blaetter.info

Die Zeitschrift erscheint 14-täglich außer in den Monaten Juli/August. Die Artikel stellen keine offiziellen Meinungsäußerungen der Gesellschaft dar, sofern sie nicht ausdrücklich als solche gekennzeichnet sind. Für den Abdruck von Artikeln und Fotos wird eine Vergütung nicht gewährt. Die Kürzung eingesandter Artikel bleibt vorbehalten. Einzelpreis: € 2,10. Für Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Verlag und Druck: Max Schmidt-Römhild KG, Mengstraße 16, 23552 Lübeck, Telefon: 7031-207, Telefax: 7031-242.
E-Mail: info@schmidt-roemhild.de

Anzeigenredaktion (V.i.S.d.P): C. Kermel, E-Mail: ckermel@schmidt-roemhild.com, Telefon: (0451) 7031-279, Fax: (0451) 7031-280.

ISSN 0344-5216 · © 2014

**SCHMIDT
RÖMHILD** DEUTSCHLANDS
ÄLTESTES
VERLAGS- UND
DRUCKHAUS